

Prolog

Als er todmüde erwachte, roch seine Kammer seltsam süßlich.

Nicht scharf, nicht frisch – eher abgestanden, als hätte der Geruch Zeit gehabt, sich festzusetzen. Er hing in der Luft, klebte an den Wänden, lag schwer auf der Zunge. Er blieb, selbst als er tief einatmete, selbst als er die Augen öffnete und sich sagte, dass es Einbildung sein musste.

London roch doch immer irgendwie seltsam, dachte er sich.

Er setzte sich auf. Die Matratze ächzte leise. Sein Körper fühlte sich müde an, bis in die Knochen erschöpft, als hätte er die Nacht hindurch gearbeitet. Seine Schultern schmerzten, der Rücken war steif, und seine Hände zitterten leicht, als er sie betrachtete.

Er stand auf und trat zur Waschschüssel.

Das Wasser war kalt genug, um ihn zusammenzucken zu lassen. Er wusch sich langsam, gründlich. Rieb die Hände aneinander, als ließe sich etwas abstreifen. Dreimal. Viermal.

In den Fugen der Nägel blieb es aber dunkel.

Er runzelte die Stirn. Schmutz, redete er sich ein. Kohle. Ruß. Die Stadt kroch einem unter die Haut, ob man wollte oder nicht. Er nahm ein Tuch, schabte fester. Die Haut wurde rot, wund.

Ein Tropfen fiel ins Wasser.

Dann noch einer.

Er sah auf. Eine kleine Schnittwunde am Daumen. Er konnte sich nicht erinnern, sie bekommen zu haben.

Von draußen drang eine Stimme herauf, gedämpft durch Nebel und Rauch, aber laut genug, um ihm die Nackenhaare aufzustellen.

„Extra! Extra! Schon wieder hat er zugeschlagen!“

Er hielt inne.

Unten auf der Straße rief ein Zeitungsjunge den Namen.

Nicht seinen.

Den des Monsters.

„Jack the Ripper! Die Bestie von Whitechapel!“

Bestie.

Das Wort passte.

Er trat ans Fenster. London lag grau und feucht unter dem Morgenhimmel. Die Gassen glänzten, als hätten sie etwas ausgespuckt, das sie nicht behalten wollten. Menschen gingen ihren Wegen nach, mit gesenkten Köpfen, hastigen Schritten. Niemand sah nach oben.

Er presste die Stirn gegen das kalte Glas.

Ein Tier, dachte er.

Etwas, das jagt. Reißt. Frisst.

Menschen taten so etwas nicht. Menschen konnten grausam sein, ja – aber das hier? Das war anders. Roh. Sinnlos. Widerlich. Als hätte jemand den Körper nur als Hülle gesehen, nicht als Leben.

Er spürte Übelkeit aufsteigen.

Hinter dem Bett lag sein Mantel. Er runzelte die Stirn. Er war sicher gewesen, ihn über den Stuhl gehängt zu haben. Der Stoff fühlte sich steif an, schwer, als wäre er feucht geworden und wieder getrocknet.

In der Tasche fand er etwas Hartes.

Ein Knopf.

Er hielt ihn zwischen zwei Fingern. Fremd. Billig. Nicht seiner.

Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

Er ließ ihn fallen. Der Knopf rollte über den Boden, klackte leise gegen die Wand.

Draußen rief der Zeitungsjunge weiter. Der Name hallte durch die Straße, durch den Nebel, durch die Köpfe der Menschen.

Er wandte sich ab.

Möge man dieses Tier finden, dachte er.

Möge man es töten.

Tief in seinem Inneren regte sich etwas.

Nicht Schuld.

Nur ein dumpfer, hungernder Unmut darüber, dass es schon wieder Tag war.

Kapitel 1

Der Pub roch nach feuchter Wolle, billigem Bier und kaltem Rauch. Gaslampen warfen gelbliches Licht auf die Tische, genug, um Gesichter zu erkennen, nicht genug, um sie wirklich zu sehen.

Er saß mit dem Rücken zur Wand. Gewohnheit. Er wusste nicht mehr, wann sie begonnen hatte.

Thomas gegenüber hatte den Krug bereits halb geleert. Er war ein kräftiger Mann, Seemann wie er, mit Händen, die aussahen, als könnten sie Tauwerk zerreißen. Ein Mensch aus Fleisch und Gegenwart – etwas Beruhigendes.

„Du siehst aus, als hättest du seit Tagen nicht geschlafen“, sagte Thomas und stellte den Krug ab. „Oder als hättest du es versucht und dabei verloren.“

Er zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht beides.“

Einen Moment lang schwiegen sie. Das Murmeln der anderen Gäste füllte den Raum. Irgendwo lachte jemand zu laut.

„Tom“, begann er schließlich und senkte die Stimme, „hast du jemals das Gefühl gehabt, dass Zeit fehlt?“

Thomas runzelte die Stirn. „Fehlt?“

„Nicht wie... vergessen. Eher wie... übersprungen.“ Er suchte nach Worten. „Ich gehe abends ins Bett. Dann ist Morgen. Aber dazwischen ist nichts. Kein Traum. Kein Erwachen. Nur... Leere.“

Thomas schnaubte leise. „Willkommen im Hafen von London. Schichtarbeit, Schlafmangel, billiger Gin. Das macht was mit dem Kopf.“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Das ist anders. Ich wache auf und bin... wund. Muskelkater, als hätte ich gerungen. Meine Hände –“ Er brach ab, umklammerte den Krug. „Und dann dieser Geruch.“

„Eisen?“ fragte Thomas beiläufig.

Er sah auf. „Ja, aber auch. süßlich“

Thomas zuckte mit den Schultern. „Du arbeitest in den Docks. Blut von Fisch, rostige Nägel. Nichts Ungewöhnliches.“

Er schwieg. Dann, zögernd: „Und wenn es nicht davon kommt?“

Thomas musterte ihn jetzt genauer. „Du meinst das ernst.“

„Letzten Monat“, fuhr er fort, „in Rumänien. Als wir ankerten. Der Hund.“

Thomas verzog das Gesicht. „Dieses riesige Vieh?“

„Er hat mich erwischt. Nicht schlimm. Nur Kratzer.“ Er zog den Ärmel ein Stück hoch. Blasse Narben, kaum sichtbar. „Aber sie haben sich entzündet. Fieber. Ich erinnere mich an zwei Nächte kaum.“

Thomas winkte ab. „Ein Hundebiss ist ein Hundebiss. Dreckige Zähne. Das passiert.“

„Und wenn etwas... geblieben ist?“ fragte er leise. „Eine Entzündung. Etwas im Blut.“

Thomas seufzte. „Dann geh zum Arzt. Wirklich. Aber hör auf, dir Geschichten einzureden.“

In diesem Moment senkte sich die Stimme im Pub. Nicht abrupt, eher wie eine Welle. Gespräche kippten, Köpfe neigten sich. Ein Name machte die Runde, geflüstert, dann lauter.

„...schon wieder...“

„...Whitechapel...“

„...dieses Tier...“

Thomas schüttelte den Kopf. „Hast du es gehört?“

Er nickte. „Zwei Frauen jetzt.“

„Zwei bestätigte“, sagte Thomas. „Erst die eine Ende August. Nichols. Aufgeschlitzt wie ein Schwein.“

Er nahm einen Schluck. „Jetzt Chapman. Noch schlimmer. Anfang August Martha Tabram, 39 Messerstiche oder zumindest waren es so viele zählbare Wunden. Völlig verstümmelt wurde sie am Tag als wir hier anlegten.“

Der Krug in seiner Hand zitterte leicht.

„Sie sagen, er hat nun... Dinge mitgenommen“, fuhr Thomas fort. „Als hätte er gewusst, was er tut. Oder als hätte es ihn nicht interessiert.“

„Ein Tier“, murmelte er. „Kein Mensch tut so etwas.“

„Vielleicht ein Schlachter“, meinte Thomas. „Oder ein Arzt. Einer mit Messern.“

Er schüttelte heftig den Kopf. „Nein. Das ist kein Handwerk. Das ist Wut. Hunger.“

Thomas musterte ihn scharf. „Du redest, als wärst du dabei gewesen.“

Er schluckte. „Ich stelle es mir vor. Gegen meinen Willen.“

Im hinteren Teil des Pubs stand ein Mann. Zu fein gekleidet für diesen Ort. Schwarzer Mantel, Handschuhe, die er nicht auszog. Er trank nicht. Sprach nicht. Das Licht erreichte ihn kaum.

Thomas bemerkte ihn nicht.

„Hör zu“, sagte Thomas und beugte sich vor. „Du bist erschöpft. Vielleicht krank. Aber dieser Ripper—“

Er senkte die Stimme. „Der ist etwas anderes. Etwas, das von draußen kommt. Nicht von hier.“

Er nickte langsam.

„Ja“, sagte er. „Nicht von hier. Ganz bestimmt irgendein Ausländer, der sich hier rumtreibt. Wir Engländer würden so etwas nicht tun. Ich tippe auf einen Franzosen, die sind alle irre.“

Der Mann im Schatten lächelte nicht.

Er beobachtete nur.

Als sie den Pub verließen, war der Nebel dichter geworden. Die Gaslampen wirkten wie ertrinkende Sterne. Schritte hallten in den Gassen, zu viele, um sie zu zählen, zu wenige, um beruhigend zu sein.

„Geh zum Arzt“, sagte Thomas zum Abschied. „Und bleib nachts drin.“

Er versprach es.

Hinter ihnen, jenseits des Lichts, bewegte sich etwas Lautloses. Kein Schritt. Kein Atem. Nur Präsenz.

Der Mann folgte ihnen ein Stück. Dann blieb er stehen, als hätte er gefunden, was er suchte.

London wusste es noch nicht.

Aber die Nacht näherte sich.

Kapitel 2

Die Nacht kam nicht plötzlich.
Sie sickerte.

Nebel kroch aus den Ritzen der Straßen, quoll aus Kellerschächten, legte sich wie nasse Watte auf Haut und Gedanken. Whitechapel roch nach Abfall, nach Urin, nach kaltem Fett und etwas Süßerem darunter – faulendes Obst, faulendes Fleisch. Menschen lebten hier zu dicht beieinander, starben zu oft, wurden zu selten beweint.

Er bewegte sich tief geduckt.

Nicht gehend.

Nicht laufend.

Jagdend.

Seine Füße fanden den Boden, ohne dass er hinsah. Pflaster, Schlamm, Holz – alles war gleich. Seine Schultern streiften Mauern, seine Finger kratzten über Backstein. Die Gassen waren schmal, absichtlich so gebaut, als wollte die Stadt selbst verbergen, was in ihr geschah.

Der Hunger brannte.

Nicht wie Schmerz.

Wie ein Befehl.

Sein Atem ging stoßweise, heiß, feucht. Speichel sammelte sich in seinem Mund, lief über das Kinn, tropfte auf den Boden. Er roch sich selbst – nasses Fell, warmer Atem, altes Blut, das in den Poren saß und nicht weichen wollte.

Da.

Eine Bewegung.

Ein anderer Geruch.

Warm.

Lebendig.

Sie ging allein. Zu schnell, um mutig zu sein. Zu langsam, um sicher zu sein. Ihre Schuhe glitten über den feuchten Boden, ihr Rock strich über Müll, den sie nicht sah. Angst lag wie Schweiß auf ihr, frisch, salzig.

Er blieb stehen.

Die Welt zog sich zusammen.

Nur sie.

Meter für Meter pirschte er näher. Sein Rücken wölbte sich, Muskeln spannten sich unter der Haut. Seine Lefzen zogen sich hoch. Die Zähne schoben sich vor, messerscharf, zu viele für einen menschlichen Mund. Sein Blick war rot vom Druck, vom Hunger, vom Blut, das schneller durch ihn raste.

Er roch ihre Kehle.

Dünne Haut. Pulsierend.

Er schmeckte sie bereits, ohne sie berührt zu haben.

Noch wenige Schritte.

Dann Zentimeter.

Er sah vor sich, wie er zuschlug. Wie die Zähne sich schlossen. Wie die Kehle nachgab, aufriss, wie warmes Leben seinen Mund füllte. Wie er sie von unten nach oben öffnete, nicht aus Hass, sondern weil es richtig war. Weil es so sein musste.

Der Sabber lief frei.

Jetzt.

In diesem Augenblick—

„Hey!“

Die Stimme schnitt durch die Nacht wie ein Messer durch Stoff.

„Komm rüber“, rief ein Mann aus der Dunkelheit. „Lass uns ein bisschen Spaß haben.“

Die Frau zuckte zusammen, wandte den Kopf.

Der Moment zerbrach.

Er knurrte. Tief. Wütend.

Der Hunger schrie.

Egal, dachte etwas in ihm.

Egal.

Er setzte zum Sprung an.

Und dann war da plötzlich jemand vor ihm.

Nicht der Mann von eben.

Ein anderer.

Er stand einfach da.

Zu nah.

Zu ruhig.

Schwarzer Mantel. Sauber. Kein Staub, kein Dreck, kein Gestank der Straße an ihm. Seine Schuhe berührten den Schlamm, aber nahmen ihn nicht an. Sein Gesicht lag halb im Schatten, doch die Konturen waren scharf, unbeweglich, als wären sie aus Stein geschnitten.

Der Hunger stockte.

Nicht verschwand.

Stockte.

Etwas in ihm zog sich zurück. Instinktiv. Wie ein Tier, das einen größeren Jäger wittert.

Er fletschte die Zähne, sabbernd, bebend, bereit zu töten – und doch unfähig, einen Schritt näher zu kommen.

Der Mann sah ihn an.

Nicht auf die Zähne.

Nicht auf das Blut.

Auf **ihn**.

„Du wirst unvorsichtig“, sagte er ruhig. Seine Stimme war leise, aber sie trug mühelos durch die Gasse. „Das passiert, wenn man keinen Meister hat.“

Ein Knurren löste sich aus seiner Kehle. Warnung. Drohung.

Der Mann rührte sich nicht.

„Du jagst zu offen“, fuhr er fort. „Du lässt dich treiben. Hunger ist ein schlechter Führer.“

Er roch ihn jetzt.

Kein warmes Blut.

Kein Leben.

Nur etwas Altes. Kaltes.

Blut, das längst keine Eile mehr hatte.

„Du bist kein Opfer“, brachte er hervor. Die Worte klangen falsch in seinem Mund, als gehörten sie jemand anderem.

Ein Hauch von etwas, das fast ein Lächeln war.

„Nein.“

Hinter ihnen hatte sich die Frau entfernt. Schritte. Dann nichts. Die Gasse war leer, bis auf sie beide.

Der Mann trat einen Schritt näher. Endlich. Jetzt sah er seine Augen. Dunkel. Tief. Ohne Reflexion.

„Du bist stark“, sagte er. „Aber blind.“

Er spürte Angst.

Reine, klare Angst.

„Und du wirst dich erinnern“, fügte der Mann hinzu. „Ob du willst oder nicht.“

Er hob langsam den Kopf. Der Hunger tobte noch, aber er war eingesperrt, wie ein Tier hinter Knochen und Fleisch.

Der Mann neigte sich leicht vor. Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

„Thomas.“

Der Name traf ihn härter als jeder Schlag.

Die Gasse schien sich zu drehen.

Der Nebel pulsierte.

„Du wirst lernen“, sagte der Mann ruhig. „oder du wirst sterben. Und glaub mir—“

Ein kurzes Aufblitzen von etwas Unmenschlichem in seinen Augen.

„—das wäre die gnädigere Variante.“

Dann war er weg.

Nicht gegangen.

Nicht verschwunden.

Einfach nicht mehr da.

Thomas stand keuchend im Nebel, sabbernd, blutgierig, zitternd – allein mit einem Hunger, der noch immer da war und einzig mit der Gewissheit, dass er diese Nacht **beobachtet worden war**.

Diese Nacht würde er seinem Hunger nicht stillen können.

Der Morgen war hell.
Zu hell.

Sonnenlicht fiel schräg durch die schmutzigen Scheiben und legte jede Staubschpur frei, jede Bewegung seines Atems. Thomas blinzelte, als hätte man ihn aus etwas Tieferem gerissen, etwas, das sich nur widerwillig löste.

Der Hunger war sofort da.

Nicht wie gewöhnlicher Appetit. Nicht einmal wie Heißhunger. Es war ein leerer Raum in ihm, groß und hallend, der alles verschlang, was er hineinwarf, ohne sich zu verändern.

Er aß, noch bevor er sich richtig angezogen hatte. Kaltes Brot. Dann den Rest eines Stücks Käse, das seit Tagen auf dem Tisch lag. Er kaute hastig, ohne Geschmack, spülte mit Wasser nach, dann mit dem letzten Schluck Bier vom Vorabend. Sein Magen füllte sich, spannte – doch das Gefühl blieb.

Mehr.

Draußen war die Stadt wach. Händler riefen, Karren rumpelten über das Pflaster, irgendwo spielte ein Kind mit einem Holzreifen. Alles war normal. Zu normal. Thomas ging zur Arbeit, zwang sich in den Rhythmus der Docks, hob Kisten, zog Taue, hörte halb zu, wenn man ihn ansprach.

Doch etwas zog.

Nicht an seinen Gedanken, sondern an ihm selbst. Als hätte jemand einen unsichtbaren Faden um sein Innerstes gelegt und daran gezogen. Es gab keine Richtung, nur Gewissheit: *Du musst gehen*. Nicht jetzt. Noch nicht. Aber bald.

Er aß wieder. Und wieder. Ein Kollege fluchte, als Thomas ihm ein Stück Fleisch abnahm, doch er reagierte nicht einmal. Es war ihm gleich. Alles war ihm gleich, was nicht dieses Ziehen betraf.

Im hellen Licht sah er es besser.

Den Schatten.

Er war nie dort, wo er hinsah. Immer nur am Rand. Eine dunklere Stelle im Sonnenschein. Eine Gestalt, die sich nicht bewegte, solange er sie nicht direkt betrachtete. Einmal, als er den Kopf ruckartig wandte, hätte er schwören können, einen Mann gesehen zu haben – geschniegelt, unbeweglich, fehl am Platz zwischen Schmutz und Schweiß.

Dann war da nur Luft.

Der Tag zog sich endlos. Die Sonne wanderte, aber sie brachte keine Erleichterung. Mit jeder Stunde wurde Thomas nervöser. Seine Haut kribbelte. Geräusche kamen ihm zu nah. Stimmen klangen scharf, selbst freundliche.

Am frühen Abend saß er wieder mit Tom. Noch war es hell genug, um ohne Lampen zu sehen. Das Fenster stand offen, ließ Straßenlärm herein.

„Du hast diesen Arzt immer noch nicht gesehen“, stellte Tom fest.

Thomas schüttelte den Kopf. „Ich komme nicht dazu.“

„Du willst nicht“, korrigierte Tom. „Thomas, ich meine es ernst. Tollwut ist kein Gerücht. Du wirst aggressiv, verwirrt, rastlos. Genau das bist du.“

Thomas starrte auf den Tisch. „Ich will raus“, sagte er plötzlich.

Tom blinzelte. „Raus? Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“ Seine Stimme war angespannt. „Aber ich kann nicht bleiben.“

Tom musterte ihn lange. Dann seufzte er. „Dann geh. Aber komm morgen früh vorbei. Ich bring dich selbst zum Arzt, wenn es sein muss.“

Thomas nickte. Er stand auf, noch bevor sie sich richtig verabschiedet hatten.

Draußen war der Himmel noch hell. Kein Mond. Noch nicht. Die Straßen waren belebt. Menschen gingen ihren Geschäften nach, als gäbe es keine Angst, keine Schlagzeilen, kein Tier in den Gassen.

Er ging.

Nicht hastig. Nicht suchend.

Geleitet.

Je weiter er ging, desto fremder wurde die Stadt. Whitechapel blieb zurück, mit seinem Gestank, seinem Lärm, seiner Enge. Die Straßen öffneten sich. Die Häuser wurden gepflegt, die Fenster sauber, die Fassaden stolz. Hier roch es nicht nach Abfall, sondern nach Seife, Parfum, poliertem Holz.

Thomas' Kleidung wurde schwer. Jeder Blick traf ihn wie ein Urteil.

Frauen zogen ihre Kinder näher zu sich. Männer musterten ihn offen, als wäre er etwas, das man entfernen sollte. Hafenarbeiter hatten hier nichts verloren. Das wusste er. Sein Körper wusste es – und ging trotzdem weiter.

Es fühlte sich an wie eine Reise durch Welten, nicht durch Straßen. Vom Überleben zum Überfluss. Vom Lärm zur gedämpften Stille. Kutschen rollten vorbei, gleichmäßig, leise. Diener öffneten Türen. Lachen klang gedämpft hinter Vorhängen.

Dann blieb er stehen.

Vor ihm erhob sich das Herrenhaus.

Es war kein Haus im eigentlichen Sinne. Eher ein Anwesen, das sich selbst genug war. Heller Stein, sorgfältig bearbeitet, alt und doch makellos. Die Fenster hoch und schmal, wie Augen, die mehr sahen, als sie preisgaben. Ein weiter Garten lag davor, symmetrisch angelegt, Hecken so akkurat geschnitten, dass sie fast unwirklich wirkten.

Hohe Zäune umgaben das Grundstück, schweres schwarzes Eisen mit Spitzen, die sowohl Schutz als auch Warnung waren. Hinter ihnen bewegten sich Bedienstete lautlos, als gehörten sie zum Gelände wie Statuen oder Bäume.

Thomas' Herz schlug ruhig.

Zu ruhig.

Der Hunger war noch da – aber gedämpft. Wartend. Als hätte man ihn an die Leine genommen.

Das Tor öffnete sich, noch bevor Thomas etwas sagen oder tun konnte.

Ein Mann trat hervor. Schlank. Aufrecht. Sein Gesicht war unbewegt, seine Kleidung tadellos. Seine Augen glitten über Thomas, nicht prüfend, sondern bestätigend.

„Der Herr erwartet Sie“, sagte er höflich. Keine Frage. Keine Überraschung.

Thomas schluckte. „Ich... ich bin sicher, Sie irren sich.“

Der Mann lächelte kaum merklich. „Nein.“

Er trat zur Seite. Das Tor stand offen.

„Bitte“, sagte der Diener. „Treten Sie ein. Noch ist es hell.“

Thomas machte einen Schritt nach vorn.

Hinter ihm lag die Stadt.

Vor ihm wartete etwas, dass genau wusste, was er war.

Thomas trat über die Schwelle.

Die Tür schloss sich hinter ihm lautlos, und mit ihr blieb der Lärm der Stadt draußen. Kein Wagenrad, kein Ruf, kein Hufschlag drang hierher. Das Haus schluckte Geräusche. Die Luft war kühl, roch nach Stein, nach Wachs, nach etwas Metallischem, das nicht rostig war.

Ein Diener wartete bereits.

Er war älter, schmal, mit grauem Haar und einer Haltung, die verriet, dass er sein Leben lang Türen geöffnet hatte, ohne selbst je hindurchzugehen. Seine Augen glitten kurz über Thomas' Kleidung – den Schmutz, die abgewetzten Nähte – ohne Urteil, ohne Überraschung.

„Wenn Sie mir bitte folgen würden“, sagte er.

Thomas folgte.

Die Flure waren breit, die Decken hoch. Teppiche dämpften jeden Schritt. Gemälde hingen an den Wänden – Landschaften, Porträts von Menschen mit unbewegten Augen, deren Blicke ihm folgten, ohne ihn anzusehen. Kerzen standen in Nischen, ihr Licht ruhig, ohne Flackern.

Sie stiegen eine Treppe hinauf. Dann noch eine.

Der Diener öffnete eine Tür.

„Ihr Zimmer.“

Thomas blieb stehen.

Der Raum war größer als seine gesamte Wohnung. Hohe Fenster – schwer verhängt –, ein Kamin aus hellem Stein, ein Bett, das eher einem Möbelstück als einem Schlafplatz glich. Auf einem Tisch lag Kleidung, ordentlich ausgebreitet.

Seine Hände zitterten, als er näher trat.

Der Stoff war weich. Unglaublich weich. Dunkler Samt, feines Leinen, eine Weste mit dezentem Muster, Schuhe aus poliertem Leder. Er wusste nicht, wie viel so etwas kostete – nur, dass es mehr war, als er in einem Jahr verdiente. Vielleicht in mehreren.

„Ein Bad ist eingelassen“, sagte der Diener ruhig und deutete auf eine Tür neben dem Kamin. „Der Herr bittet Sie, vor Sonnenuntergang im Speisezimmer zu erscheinen.“

Thomas nickte stumm.

Der Diener verbeugte sich leicht und verschwand.

Thomas stand einen Moment reglos da. Dann öffnete er die Tür zum Nebenraum.

Er blieb wie angewurzelt stehen.

Die Badewanne war aus Porzellan. Weiß. Glatt. Sie stand auf Löwenfüßen, dampfendes Wasser füllte sie bis zum Rand. Der Geruch von Seife und Kräutern lag in der Luft. Thomas hatte noch nie in seinem Leben eine Badewanne gesehen. Er hatte nicht einmal gewusst, dass so etwas *in einem Haus* existieren konnte.

Er zog sich langsam aus.

Als er ins Wasser stieg, entwich ihm ein Laut, halb Seufzen, halb Schluchzen. Die Wärme schloss sich um ihn, nahm den Schmutz, den Geruch, die Müdigkeit. Er wusch sich gründlich, immer wieder, bis das Wasser trüb wurde. Seine Haut war sauber. Wirklich sauber. Zum ersten Mal, soweit er sich erinnern konnte.

Der Hunger war noch da.

Aber leise. Geduldig.

Er kleidete sich an. Die Kleidung passte perfekt. Nichts kratzte, nichts spannte. Als er in den Spiegel sah, erkannte er sich kaum wieder. Er sah aus wie ein Edelmann. Wie jemand, der hierher gehörte.

Die Sonne senkte sich.

Thomas verließ das Zimmer.

Der Speisesaal lag im Erdgeschoss. Die Türen standen offen. Dahinter herrschte Dunkelheit, so vollständig, dass sie beinahe greifbar war. Nur der Tisch war schwach erleuchtet – Kerzenlicht, gedämpft, warm.

Der Raum war riesig. Die Decke verlor sich im Schatten. An den Wänden hingen schwere Vorhänge. Der Tisch war lang, aus dunklem Holz, gedeckt mit Silber, Porzellan, Gläsern, die das Licht verschluckten.

Am anderen Ende saß ein Mann.

Er stand nicht auf. Er lächelte nicht. Er saß einfach da, die Hände ruhig gefaltet.

Thomas' Herz setzte einen Schlag aus.

Er kannte ihn.

Nicht aus dem Licht.

Aus dem Gefühl.

„Kommen Sie näher“, sagte der Mann.

Thomas tat es.

Jetzt sah er ihn deutlicher. Dunkles Haar, ordentlich zurückgekämmt. Blasser Haut. Ein Gesicht, das keine Spuren von Alter trug und doch uralte wirkte. Seine Augen waren dunkel, tief, ohne Glanz – wie stehendes Wasser bei Nacht.

„Setzen Sie sich“, sagte der Mann.

Thomas gehorchte.

Der Mann neigte leicht den Kopf. „Ich habe Sie lange beobachtet.“

Thomas' Kehle war trocken. „Wer... wer sind Sie?“

Der Mann lächelte nun tatsächlich – kaum merklich.

„Mein Name ist **Valerian Ashcroft**“, sagte er. „Lord Ashcroft, wenn Sie auf Förmlichkeiten bestehen.“

Der Name legte sich schwer in den Raum.

„Sie sind sicher verwirrt“, fuhr Valerian fort. „Hungrig. Rastlos. Zerrissen zwischen dem, was Sie sind, und dem, was in Ihnen wächst.“

Thomas' Hände ballten sich. „Ich bin krank.“

„Nein“, sagte Valerian sanft. „Sie sind unfertig.“

Er stand auf. Lautlos. Ging um den Tisch herum. Jeder Schritt bedacht. Kontrolliert.

„Man hat Sie gebissen“, sagte er. „und allein gelassen. Ohne Führung. Ohne Regeln. Ohne einen Meister.“

Valerian blieb hinter Thomas stehen.

„So entstehen Monster.“

Thomas schluckte. Sein Herz hämmerte. Der Hunger regte sich.

„Aber Monster“, fuhr Valerian fort, „kann man formen.“

Er trat wieder in sein Blickfeld.

„Ich habe Sie heute hierher gerufen, bevor der Mond überhaupt eine Rolle spielt“, sagte er. „Sie müssen lernen, dass es nicht der Himmel ist, der Sie treibt.“

Ein leises, dunkles Lächeln.

„Sondern der Hunger.“

Die Kerzen flackerten.

Und tief in Thomas erwachte etwas –
nicht wild,
nicht blind,
sondern lauschend.

Kapitel 3

Inspector **Edmund Hargreaves** wurde nicht gerufen.

Er wurde einbestellt.

Das Büro des Chief Superintendents roch nach Zigarrenrauch und poliertem Holz. Die Vorhänge waren halb zugezogen, obwohl es draußen noch hell war. London wurde hier drinnen gedämpft, gefiltert, erträglich gemacht.

Der Mann hinter dem Schreibtisch sah nicht auf, als Hargreaves eintrat.

„Schon wieder“, sagte er schließlich. „Schon *wieder* eine tote Hure.“

Hargreaves blieb stehen. Rücken gerade. Hände hinter dem Rücken.

„Sir –“

„Sparen Sie es sich“, fuhr der Superintendent fort und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Ich habe Ihnen ausdrücklich befohlen, dass so etwas **nicht** wieder passieren darf. Mir ist egal, *wo* es passiert – selbst wenn es Whitechapel ist.“

Er sah nun auf. Seine Augen waren kalt. Praktisch.

„Ich kann keine negative Presse gebrauchen. Und ganz sicher keine verstümmelten Prostituierten, die morgens aus den Rinnsteinen gezogen werden.“

Hargreaves räusperte sich. „Chief Superintendent, ich habe alles getan, was in meiner Macht steht. Wir haben jede Nacht Beamte draußen. Streifen verdoppelt. Männer bis zur Erschöpfung eingesetzt.“

„Dann setzen Sie mehr ein.“

„Sir“, sagte Hargreaves leise, aber fest, „das hier ist kein normaler Mensch.“

Ein kurzes, scharfes Lachen.

„Ach nein? Was ist es dann? Ein Dämon mit Messer? Ein Irrer mit Scherenhänden?“

Hargreaves hielt seinem Blick stand.

„Etwas anderes“, sagte er. „Etwas, das nicht denkt wie wir.“

Der Superintendent beugte sich vor. „Inspector, erfinden Sie keinen Schwachsinn. Fangen Sie den Mann – oder suchen Sie sich einen neuen Job.“

Das Gespräch war beendet.

Hargreaves ging hinaus, den Korridor entlang, an Karten, Akten, sauberen Stiefeln vorbei. Ordnung. Kontrolle. Alles, was draußen fehlte.

Er wusste, dass es kein Schwachsinn war.

Bei **Martha Tabram** hatte er es selbst gesehen.

Der Arzt hatte geseufzt, noch bevor er den Körper richtig betrachtet hatte. Eine Prostituierte. Wieder eine. Seine Untersuchung war flüchtig, mechanisch. „Mehrere Stichwunden“, hatte er gesagt, als wäre damit alles erklärt.

Aber Hargreaves hatte näher hingesehen.

Das waren keine Messerstiche gewesen.

Die Haut war **aufgerissen**, nicht geschnitten. Fleisch auseinandergezogen, als hätte jemand mit roher Kraft zugepackt. Die Wundränder waren unregelmäßig, zerfetzt. Der Arzt hatte gemurmelt etwas von „Widerhaken oder ähnlichem“, hatte dann die Schultern gezuckt.

„Vielleicht ein ungewöhnliches Werkzeug.“

Er hatte keine Lust gehabt, länger hinzusehen.

Hargreaves schon.

Es sah aus, als hätten Klauen zugeschlagen. Nicht sauber. Nicht gezielt. Mit Gewalt. Mit Wut. Als hätte etwas Großes, Starkes versucht, hineinzugreifen – und nicht gewusst, wann es aufhören sollte.

Ein Bär, hatte er gedacht.

Und sofort gewusst, wie absurd das war.

Bären gab es nicht in Whitechapel.

Aber irgendetwas hatte diese Frau zerrissen, nicht nur getötet.

Der Arzt hatte den Körper behandelt, als wäre er Abfall. Als wäre ihr Leben weniger wert gewesen, weil sie es auf der Straße verkauft hatte. Hargreaves kannte diese Art Mann. Sie verachteten die Frauen, die sie heimlich selbst aufsuchten – nur zu Preisen, die sie vor sich selbst rechtfertigen konnten.

Eine elende, feine Gesellschaft.

Er blieb stehen, stützte sich kurz gegen die Wand.

Was kann solche Wunden verursachen?

Kein Messer.

Kein Mensch.

Ein Tier vielleicht. Aber welches Tier ging nachts durch Gassen, wählte Frauen aus, verschwand spurlos?

Oder etwas anderes. Etwas, das man nicht benennen durfte, ohne lächerlich zu klingen.

Hargreaves atmete tief durch.

Wenn er recht hatte, dann jagten sie keinen Mörder.

Dann jagten sie etwas, dass London schon kannte –
lange, bevor es Schlagzeilen gab.

Kapitel 4

Thomas stand noch immer vor Lord Ashcroft, den Blick leicht gesenkt.
Nicht aus Unterwürfigkeit.
Aus Instinkt.

Etwas in ihm wusste, dass man dieses Wesen nicht anstarrte wie einen gewöhnlichen Mann.

„Sir“, sagte Thomas schließlich. Seine Stimme war rau, unsicher. „Was bin ich? Was... ist mit mir passiert?“

Lord Ashcroft musterte ihn lange. Kein Zögern. Kein Mitleid. Nur ein stilles Abwägen, als würde er entscheiden, wie viel Wahrheit ein Körper ertragen konnte, bevor er zerbrach.

„Du wurdest gebissen“, sagte er ruhig.
„Von einem **Lykanthropen**. Einem Werwolf.“

Thomas lachte kurz auf. Es klang falsch, brüchig.
„Das ist doch Unsinn. Geschichten. Legenden, mit denen man Kinder erschreckt.“

Ashcroft bewegte sich nicht. Seine Stimme blieb weich, fast freundlich.

„Wachst du morgens auf und hast keine Erinnerung an die Nacht?“
Ein Schritt näher.
„Hast du einen Hunger, der durch nichts gestillt wird?“

Noch ein Schritt.
„Und schau mich an, Thomas... haben wir uns nicht letzte Nacht gesehen? Als du fast gesehen worden wärest?“

Thomas' Atem stockte.
„Habe ich dich nicht zurückgehalten?“

Das Bild brach durch.
Die Gasse.
Der Nebel.
Die Angst, die ihn plötzlich gepackt hatte – nicht vor der Frau, sondern vor dem Mann im Schatten.

„Ja“, flüsterte Thomas.
Seine Knie fühlten sich weich an.
„Sir... es ist so.“

Ashcroft nickte langsam.
„Wir können warten“, sagte er beiläufig. „Bis der Mond aufgeht. Dich vorher festketten, wenn du möchtest. Du würdest es spüren. Den Hunger. Wie er dich zerreißt. Den Hunger nach menschlichem Fleisch.“

Thomas' Hände zitterten.
„Du hast letzten Monat bereits gemordet“, fuhr Ashcroft fort, sachlich wie ein Lehrer. „Und vorgestern hast du eine Frau zerrissen.“

Thomas wollte widersprechen. Wollte schreien.
Doch nichts kam.
„Geh in dich“, sagte Ashcroft leise. „Du weißt es.“

Die Worte waren der Schlüssel.

Der Geruch kam zuerst.

Warm. Süßlich. Eisen.

Dann der Geschmack – dick, lebendig, erfüllend. Blut, das den Mund füllte, die Kehle hinabfloss, stärker als Wein, stärker als alles, was er je gekannt hatte.

Das Gefühl von Haut, die nachgab.

Von Knochen, die knackten.

Von Angst, die sich wie Hitze ausbreitete.

Thomas' Brust hob und senkte sich hastig.

Ein tiefes, kehliges Geräusch löste sich aus ihm.

Kein Knurren aus Wut.

Aus Verzückung.

„Ja...“, hauchte er.

Seine Zunge glitt über die Lippen.

„Ich erinnere mich.“

Der Wunsch traf ihn wie eine Welle.

Rennen.

Jagen.

Reißen.

„Ich will riechen, wie sie Angst haben“, flüsterte er. „Den letzten Augenblick sehen. Wenn das Licht aus ihren Augen weicht.“

Sein Speichel tropfte auf den Boden.

„Oh Gott... ja. Lass mich raus.“

Ashcroft beobachtete ihn mit offensichtlichem Genuss. Kein Abscheu. Kein Ekel. Nur Interesse. Besitz.

„All das“, sagte er sanft, „geht im Moment nur bei Vollmond. Du kannst es nicht steuern. Du Erinnerst dich nicht an das Wunderbare, das dir widerfährt.“

Er beugte sich vor, bis Thomas seinen Atem spüren konnte – kühl, alt.

„Willst du ein solches Monster sein?“

Eine Pause.

„Oder willst du es **beherrschen**?“

Thomas' Augen waren glasig. Sein Körper bebte.

Ashcroft lächelte.

„Mit mir“, sagte er leise, „kannst du lernen. Du wirst jagen, wenn ich es erlaube. Töten, wenn es nötig ist. Du wirst dich erinnern.“

Er richtete sich auf.

„Und mir dienen.“

Ein letzter Schritt zurück.

Die Worte fielen wie ein Urteil.

„Für immer.“

Der Hunger lauschte.

Inspector **Edmund Hargreaves** saß allein in der Bibliothek der Metropolitan Police.

Die Gaslampen warfen trübes, gelbliches Licht auf endlose Regalreihen. Staub hing in der Luft, vermischt mit dem Geruch alter Seiten, Leder und kalter Tinte. Draußen war London längst zur Ruhe gekommen, doch hier drinnen arbeitete die Stille gegen ihn.

Er war sich sicher:

Es musste ein Tier sein.

Kein Mensch konnte solche Wunden verursachen. Keine Klinge, kein Werkzeug. Die Körper waren **aufgerissen**, nicht geschnitten. Fleisch auseinandergezogen, Knochen freigelegt, als hätte rohe Kraft ohne Maß zugeschlagen.

Er blätterte durch Buch um Buch.

Zoologische Abhandlungen. Jagdberichte. Exotische Tiere. Wölfe, Bären, Großkatzen. Alles endete gleich: falsch. Nichts davon gehörte nach London. Nichts davon bewegte sich lautlos durch enge Gassen und verschwand, ohne Spuren zu hinterlassen.

Die Stunden vergingen.

Seine Augen brannten, der Kopf sank schwerer und schwerer. Schließlich fiel er über einem aufgeschlagenen Band in einen unruhigen Schlaf, in dem Klauen durch Nebel griffen.

„Inspector Hargreaves.“

Er fuhr hoch.

Vor ihm stand eine Frau mit dunklem Haar, streng zurückgesteckt, ein Schlüsselbund an der Hüfte. Ihre Kleidung war schlicht, aber ordentlich. Ihre Haltung verriet Aufmerksamkeit, nicht Ärger.

„Sie sind eingeschlafen“, sagte sie ruhig. „Die Bibliothek ist seit einer Stunde geschlossen.“

Hargreaves rieb sich über das Gesicht. „Verzeihen Sie. Ich... habe die Zeit verloren.“

„Das passiert hier öfter“, antwortete sie. „Was suchen Sie?“

Er zögerte kurz, dann zog er ein gefaltetes Blatt aus seiner Tasche. Eine Skizze. Grob, aber eindeutig: ausgefranzte Wundränder, tiefe Risse, keine klaren Schnitte.

„Ich suche ein Tier“, sagte er. „Eines, das stark genug ist, so etwas zu tun.“

Die Frau nahm das Papier. Betrachtete es lange. Ihre Stirn legte sich in Falten.

„Mein Name ist **Jacqueline Whitcombe**“, sagte sie schließlich. Ihr Akzent war kaum hörbar, aber vorhanden. „Und ich glaube, ich weiß, wonach Sie suchen.“

Sie drehte sich um und ging entschlossen einen der hinteren Gänge entlang. Hargreaves folgte ihr zwischen Regalen, die so selten genutzt wurden, dass der Staub unberührt wirkte.

Jacqueline zog ein schweres, ledergebundenes Buch hervor und legte es vor ihm auf den Tisch.

La Bête du Gévaudan.

Hargreaves seufzte. „Französisch. Leider bin ich des Französischen nicht mächtig.“

Ein schwaches Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Ich schon.“

Sie setzte sich, schlug das Buch auf und begann zu lesen.

Es war die Geschichte eines Wesens, das im 18. Jahrhundert Südfrankreich terrorisiert hatte. Dörfer, Wälder, Frauen und Kinder. Über hundert Tote. Ganze Landstriche in Angst. Soldaten, Jäger, Priester – alle erfolglos.

„Man nannte es ein Tier“, las Jacqueline leise. „Aber keines, das man kannte. Es ging aufrecht. Es lernte. Es kam zurück.“

Hargreaves beugte sich vor.

Sie blätterte um. Holzschnitte. Zeichnungen. Körper.

Die Wunden.

Sie waren identisch.

„Ein Werwolf...“, sagte Hargreaves tonlos.

„So nannte man es“, bestätigte Jacqueline. „Und so beschrieb man es. Immer wieder.“

„Das sind Märchen“, murmelte er. „Legenden.“

Jacqueline sah ihn ruhig an.

„Ich glaube nicht, dass ein Märchen über hundert Menschen töten kann.“

Stille senkte sich zwischen sie.

„Haben wir noch mehr?“ fragte Hargreaves schließlich.

Jacqueline nickte.

Sie brachte weitere Bücher. Deutsche Chroniken. Alte englische Berichte. Kirchliche Aufzeichnungen, handschriftlich, vergilbt. Immer dieselben Muster: Vollmond. Gedächtnislücken. Körper, die nicht getötet, sondern **zerstört** worden waren.

Sie arbeiteten die ganze Nacht.

Als der Morgen graute, lehnte Hargreaves sich zurück. Seine Augen waren rot, sein Gesicht grau vor Müdigkeit – aber sein Blick war klar.

„Es ist ein Werwolf“, sagte er schließlich. Kein Zweifel mehr.

Jacqueline nickte langsam.

„Der Chief Superintendent wird mich auslachen.“

„Vermutlich“, sagte sie.

Hargreaves stand auf.

„Egal“, sagte er leise. „Ich werde dieses Biest töten.“

Er wusste jetzt, wie.

Silberkugeln, möglichst mit einem eingravierten Kreuz. Einige sprachen auch von Feuer, aber eine Kugel aus Silber und Blei, dass wird die Bestie stoppen.

Der Vollmond war bereits über London erwacht.

Der Speisesaal lag noch immer im Halbdunkel. Kein Kerzenlicht flackerte, kein Feuer brannte im Kamin. Nur der letzte Schimmer des Tages kroch matt durch schwere Vorhänge, als wollte selbst das Licht nicht bleiben.

Thomas stand vor dem Tisch. Seine Knie zitterten, nicht aus Angst – aus Erwartung.

Lord **Ashcroft** erhob sich langsam. Jede seiner Bewegungen war kontrolliert, lautlos, wie die eines Raubtiers, das wusste, dass seine Beute bereits verloren war.

„Du hast mir gefragt, *was* du bist“, sagte er ruhig. „Aber die wichtigere Frage lautet: *was ich bin*.“

Er trat näher. Thomas roch ihn nun deutlich – kein Schweiß, kein Mensch. Etwas Kaltes. Altes. Blut, das nie ganz getrocknet war.

„Ich bin ein Vampirfürst“, fuhr Ashcroft fort. „Doch nicht nur das.“

Thomas schluckte.

„Ich kämpfte einst gegen einen Lycantropen“, sagte Ashcroft, fast beiläufig. „Einen uralten Werwolf. Wild. Unaufhaltsam. Er biss mich.“

Ein schwaches Lächeln glitt über seine Lippen.

„Ich tötete das Biest – aber das Gift blieb. Und statt mich zu zerstören... hat es mich vollendet.“

Ashcroft hob langsam seine Hand. Seine Nägel waren zu lang, zu scharf. Nicht menschlich.

„Ich bin ein Hybrid“, sagte er. „Halb Vampir, halb Werwolf. Stärker als jedes Geschöpf dieser Erde.“

Thomas' Atem ging stoßweise. Sein Herz raste. Tief in ihm antwortete etwas – ein Knurren, ein Drängen, ein Ja.

„Wenn du mir dienst“, sagte Ashcroft leise, fast zärtlich, „kann ich dir geben, was ich habe.“

Er trat so nah heran, dass Thomas seinen Atem spürte.

„Du wirst deine Menschengestalt auch bei Vollmond behalten. So wie ich. Du wirst **entscheiden**, wann du dich verwandelst, wann du jagst.“

Ashcrofts Augen glühten nun dunkelrot.

„Der Mond wird dir Kraft geben – aber er wird nicht länger dein Feind sein.“

Thomas' Hände krallten sich in den Stoff seiner edlen Kleidung. In ihm tobte der Hunger. Bilder drängten sich nach vorn: Blut, warm und süß. Das Reißen von Fleisch. Die Angst in den Augen der Opfer, kurz bevor sie erlosch.

Er wollte es **fühlen**.

Nicht vergessen.

Nie wieder vergessen.

Schon der Gedanke daran ließ ihn erbeben.

„Lass mich dich beißen“, sagte Ashcroft. „und wir werden die Menschen uns untertan machen.“

Thomas sank auf die Knie.

„Ja“, keuchte er. „Ja, Meister.“

Er hob den Kopf, den Hals entblößt, zitternd vor Verlangen.

„Beißt mich. Trinkt mein Blut und ich werde euch auf ewig dienen.“

Ashcroft zögerte keinen Augenblick.

Seine Eckzähne fuhren hervor – lang, weiß, tödlich – und rammten sich tief in Thomas' Hals.

Blut spritzte.

Thomas stöhnte auf, laut, hemmungslos, ein Laut zwischen Schmerz und Ekstase. Seine Finger krallten sich in Ashcrofts Mantel, als würde er ertrinken und gleichzeitig fliegen.

Dann nur noch das Geräusch.

Schmatzend. Gierig. Nass.

Ashcroft trank.

Der Hunger in Thomas explodierte. Hitze raste durch seine Adern. Knochen schmerzten. Sein Herz schlug wie wild, dann langsamer, schwerer. Bilder flackerten auf – Jagd, Mondlicht, Blut auf Zähnen, Macht.

Als Ashcroft ihn schließlich losließ, sackte Thomas zu Boden.

Keuchend. Zitternd. Lebendig – und doch nicht mehr menschlich.

Ashcroft stand über ihm, seine Lippen blutrot.

„Es ist vollbracht“, sagte er ruhig.

Draußen ging die Sonne unter.

Der Vollmond war noch nicht aufgegangen.

Und doch war in dieser Nacht etwas Neues geboren worden:
ein Werwolf-Vampir-Hybride.

Kapitel 5

Der Büchsenmacherladen lag in einer schmalen Seitenstraße, dort, wo London nach Öl, Metall und altem Rauch roch. Hinter der schmutzigen Scheibe hingen Gewehrläufe und Pistolen wie Knochen an den Wänden. Als Inspector **Edmund Hargreaves** eintrat, verstummte das rhythmische Klopfen aus der Werkstatt.

Der Büchsenmacher war ein gedrungener Mann mit rußigen Händen und misstrauischen Augen.

„Inspector“, sagte er und wischte sich die Finger an der Schürze ab. „Was kann ich für Sie tun?“

Hargreaves legte seine Dienstwaffe auf den Tresen. „Ich brauche Munition. Speziell.“

Der Mann hob eine Augenbraue. „Speziell ist selten billig.“

„Fünfzig Prozent Blei“, sagte Hargreaves ruhig. „Fünfzig Prozent Silber.“

Der Büchsenmacher piffte leise durch die Zähne.

„Inspector... Silber ist teuer. Und weich. Die Legierung ist heikel.“

„Ich weiß.“

„Das wird nicht günstig.“

Hargreaves zog ohne ein Wort eine kleine Stofftasche aus seiner Manteltasche und öffnete sie. Darin lag eine schlichte, alte Halskette. Das Silber war angelaufen, vom Leben getragen, nicht vom Luxus.

„Das Silber habe ich mitgebracht“, sagte er. „Eine Kette meiner Großmutter.“

Der Büchsenmacher nahm sie vorsichtig in die Hand.

„Familienschmuck.“

„Ja.“

Hargreaves dachte nicht laut, aber der Gedanke war klar wie ein Eid:

Mit dieser Kette werde ich die Bestie töten.

„Sie können die Kosten dem Revier ganz normal in Rechnung stellen“, fügte er hinzu.

Der Büchsenmacher sah ihn einen Moment lang prüfend an, dann nickte er langsam. „Heute Abend“, sagte er schließlich. „Kommen Sie nach Einbruch der Dunkelheit. Dann sind sie fertig.“

Hargreaves steckte die Waffe ein. „Ich bin pünktlich.“

Die Bibliothek war wie immer still, fast ehrfürchtig. **Jacqueline Whitcombe** saß an ihrem Tisch, umgeben von Büchern, Notizen und Zeichnungen. Sie blickte auf, als Hargreaves eintrat, und erkannte sofort an seinem Gesichtsausdruck, dass sich etwas entschieden hatte.

„Ich habe die Kugeln in Auftrag gegeben“, sagte er ohne Umschweife. „Silber.“

Jacquelines Augen verengten sich. „Dann sind Sie sicher.“

„So sicher, wie man sein kann“, antwortete er. „Es ist ein Werwolf.“

Sie schwieg einen Moment, dann nickte sie langsam. „Die Bête du Gévaudan starb durch Silber und Feuer. Und durch Wissen.“

Hargreaves seufzte. „Ich werde Sie da nicht hineinziehen.“

„Das werden Sie nicht verhindern“, entgegnete sie ruhig.

Er sah sie scharf an. „Das ist keine Jagd, Miss Whitcombe. Das ist ein Monster.“

„Ich weiß“, sagte sie. „Meine Familie wusste es auch. In meiner Heimat hat man gelernt, nicht wegzusehen.“

Sie trat näher, ihre Stimme nun leiser. „Ich weiß mehr über diese Bestie als Sie. Über ihre Muster. Über ihre Schwächen.“

Hargreaves wollte widersprechen. Wirklich. Aber er sah es in ihren Augen: Entschlossenheit, nicht Neugier. Mut, nicht Leichtsinn.

„Ich will Sie nicht in Gefahr bringen“, sagte er schließlich.

Jacqueline lächelte schwach.

„Inspector... ich bin keine Frau, der man so etwas verbieten kann.“

Draußen zog eine Wolke vor die Sonne und irgendwo in London begann etwas zu erwachen, das weder Kugeln noch Befehle fürchtete.

Das Blut.

Thomas spürte, wie es sich vermischte.

Es war kein einfacher Biss gewesen, kein kurzer Austausch wie bei einem Tier. Ashcrofts Blut drang in ihn ein wie Feuer, dick, schwer, uralte. Es brannte sich durch seine Adern, verdrängte sein eigenes, zwang seinen Körper, Platz zu machen.

Der Schmerz kam verzögert – dann alles auf einmal.

Thomas schrie.

Nicht wie ein Mensch.

Tiefer. Roh. Ein Laut, der aus der Brust gerissen wurde, als würden Knochen gegeneinander reiben. Seine Muskeln spannten sich bis zum Zerreißen, sein Rücken krümmte sich, Finger krallten sich in den Boden, während etwas in ihm wuchs, sich neu ordnete, stärker wurde.

Er fühlte jeden Herzschlag doppelt.

Seinen – und einen anderen.

Doch mit dem Schmerz kam etwas anderes.

Macht.

Seine Sinne explodierten. Er hörte das Ticken einer Uhr im Nachbarzimmer, das leise Atmen eines Dieners hinter einer Wand, den Blutfluss in Ashcrofts Hals. Die Welt wurde scharf, klar, greifbar. Jeder Atemzug fühlte sich an wie ein Sieg.

Nie hatte er sich besser gefühlt.

Als der Schmerz schließlich abebbte, lag Thomas keuchend auf dem Boden. Schweiß glänzte auf seiner Haut, sein Mund schmeckte nach Eisen und etwas Süßem, Fremdem.

Ashcroft stand über ihm, vollkommen ruhig. Kein Tropfen Blut hatte sein Hemd befleckt.

„Hör mir zu, Thomas“, sagte er.

Thomas hob den Kopf. Seine Augen glühten matt, unruhig.

„Nun müssen wir warten. Etwa drei Wochen.“

„Warten...?“ Thomas' Stimme war rau. In ihm tobte der Hunger, brannte, kratzte von innen. „Ich... ich verhungere.“

Ashcroft nickte langsam. „Ich weiß. Deine Gier wird dich fast töten. Dein Körper wird nach Fleisch schreien, nach Blut, nach Angst.“

Er beugte sich vor. „Aber die Wandlung muss sich vollenden. Wenn wir jetzt nachgeben, zerreißt sie dich.“

Thomas knurrte leise. Nicht bösartig. Flehend.

„Danach“, fuhr Ashcroft fort, „wirst du jederzeit ein Wolf sein können. Mit oder ohne Mond.“

Ein Zittern lief durch Thomas' Körper.

„Dann werden wir gemeinsam jagen.“

Die Worte allein ließen Speichel in Thomas' Mund laufen.

„Du darfst sie anfallen“, sagte Ashcroft ruhig. „Aufschlitzen. Zerreißen. Ihre Schreie hören. Ihre Angst schmecken.“

Thomas' Atem beschleunigte sich.

„Aber“, Ashcroft richtete sich wieder auf, „die Organe gehören mir.“

Thomas runzelte die Stirn. „Ich... ich darf sie nicht berühren?“

„Nein.“

„Warum, mein Herr?“ fragte Thomas heiser. „Was ist daran so wichtig?“

Ashcroft lächelte. Kein freundliches Lächeln. Ein wissendes, dunkles.

„Ich suche etwas“, sagte er leise. „Etwas, das in Menschen verborgen liegt. Etwas Altes.“

Er trat einen Schritt zurück, als würde er einen Thron beanspruchen, den nur er sehen konnte.

„Und wenn wir es finden“, fuhr er fort, „bin ich nicht länger nur ein Fürst der Nacht.“

Seine Augen funkelten.

„Dann bin ich der Herrscher der Welt.“

Thomas senkte den Kopf.

Der Hunger tobte.

Die Gier sang.

Aber irgendwo tief in ihm wusste etwas Neues, etwas Böses:

Warten war nur eine weitere Form der Jagd.

Die Tage vergingen.

Dann Wochen.

Nichts geschah.

Keine neuen Leichen. Keine Schreie in der Nacht. Kein Blut im Rinnstein, das morgens hastig weggeschrubbt wurde. London atmete – vorsichtig, misstrauisch –, als hätte die Stadt selbst Angst, Hoffnung zu zeigen.

Jede Nacht patrouillierten **Edmund Hargreaves** und **Jacqueline Whitcombe** durch das East End.

Sie kannten nun jede Gasse, jeden Vorsprung, jede Stelle, an der der Gestank besonders schwer hing. Es fühlte sich an, als würde es von Nacht zu Nacht schmutziger werden – nicht nur der Boden, sondern alles. Die Armut kroch aus den Häusern, setzte sich in die Lungen, klebte an den Gedanken.

Bald kannten sie die Gesichter.

Den Seemann mit der schiefen Nase, der jeden Abend betrunken gegen dieselbe Mauer pinkelte. Die Hure mit dem roten Tuch im Haar, die hustete und trotzdem lachte. Den alten Mann, der immer im Türrahmen saß und sie anstarrte, als wären sie Teil eines Traums.

„Es muss scheußlich sein, hier zu wohnen“, sagte Jacqueline eines Nachts leise. „Die armen Menschen.“

Edmund nickte. „Ja. Wir sollten wirklich dankbar sein, dass es uns besser geht.“

Er blieb kurz stehen, blickte auf eine Häuserzeile, deren Fenster wie blinde Augen wirkten.

„Es ist eine Art Trennung durch Geburt“, fuhr er fort. „Wirst du arm geboren, wirst du dem kaum entfliehen können. Nicht hier. Nicht in dieser Stadt.“

Jacqueline sagte einen Moment lang nichts.

Dann: „Warum hat der Werwolf nicht weiter getötet, Edmund?“

Er sah sie an. Der Mond hing rund und hell über den Dächern.

„Es war Vollmond“, fuhr sie fort. „Nichts passierte.“

Edmund atmete aus. „Vielleicht“, sagte er langsam, „ist es doch nur ein Mann. Ein sehr böser Mann.“

Jacqueline schüttelte den Kopf. „Nein. Ich bin mir sicher. Das Muster passt und ehrlich gesagt...“

Sie lächelte schwach.

„Eigentlich könnten wir unsere nächtlichen Spaziergänge bis zum nächsten Vollmond lassen.“

Edmund blieb stehen.

Er sah sie an, im fahlen Licht der Gaslampen, wie ihr Atem kleine Wolken in die Nacht zeichnete. Ohne nachzudenken nahm er ihre Hand.

„Jacqueline“, sagte er leise, „ich genieße diese Spaziergänge.“

Sie sah zu ihm auf. Ihre Augen waren warm, müde – und ehrlich.

„Ich auch, Edmund“, sagte sie. „Ich auch.“

Für einen Moment war Whitechapel still.

Aber irgendwo, fern von diesen Gassen, wartete etwas.

Geduldig. Hungrig. Knurrend.

Kapitel 6

Lord **Ashcroft** betrat Thomas' Zimmer lautlos.

Die Vorhänge waren zugezogen, doch das fahle Licht des Abends sickerte bereits durch die schweren Stoffe. Thomas saß auf dem Boden, den Rücken an die Wand gelehnt, die Hände verkrampft in den Knien. Seine Atmung ging flach, unruhig. Jede Faser seines Körpers stand unter Spannung, als würde etwas in ihm an den Knochen zerren.

„Heute, mein Freund“, sagte Ashcroft ruhig, beinahe feierlich,
„in dieser Nacht – die Nacht zum **30. September 1888** – werden wir endlich gemeinsam jagen.“

Thomas hob den Kopf. Seine Augen waren gerötet, die Pupillen unnatürlich weit. Ein leises Knurren entwich seiner Kehle, sofort unterdrückt, als er Ashcroft erkannte.

„Du hast lange gewartet“, fuhr Ashcroft fort und trat näher. „Zu lange.“

Er musterte ihn mit offensichtlichem Wohlgefallen.

„Deine Gier ist kaum noch zu bändigen. Ich rieche sie. Sie frisst dich von innen auf, nicht wahr?“

Thomas schluckte. Seine Stimme zitterte.

„Ich träume von ihnen“, presste er hervor. „Jede Nacht. Von ihrer Haut. Von dem Moment, wenn sie begreifen, dass niemand sie retten wird.“

Ashcroft lächelte.

„Sehr gut.“

Plötzlich erstarb das Lächeln. Er hob die Hand, als würde er einen Hund zum Sprung freigeben.

„Verwandle dich, Thomas.“

Das Wort traf ihn wie ein Schlag.

Etwas in Thomas **riss** los.

Der Hunger, den er wochenlang unterdrückt hatte, brach hervor wie eine Flut. Sein Atem stockte, dann kam er stoßweise zurück, heiß und keuchend. Seine Finger krümmten sich, Nägel verlängerten sich knirschend, splitternd, als würde Knochen unter Druck nachgeben.

„Ah—!“

Der Schrei brach ihm aus der Kehle, als sich sein Rücken durchbog.

Wirbel verschoben sich mit feuchtem Knacken. Seine Wirbelsäule verlängerte sich, bog sich neu, zwang seinen Körper in eine Haltung, die nie für Menschen gedacht war. Muskeln schwellen an, rissen sich neu zusammen, wuchsen unter der Haut, als würden sie sich gegenseitig verschlingen.

Seine Schultern krachten nach vorne.

Die Arme wurden länger. Schwerer.

Die Hände... sie wurden zu Pfoten.

Thomas fiel auf alle Viere, spuckte Blut auf den Boden, während sein Kiefer nach vorne brach. Zähne schoben sich übereinander, stießen alte heraus, wuchsen länger, messerscharf. Sein Gesicht verzerrte sich, Nase und Wangen zogen sich, Knochen verschoben sich unter einem widerwärtigen Knirschen.

Dann das Fell.

Es brach aus ihm hervor, dunkel, dicht, glänzend, wuchs über Brust, Rücken, Hals, als würde etwas in ihm endlich nach außen dürfen. Seine Haut spannte sich, riss an einigen Stellen, bevor sie sich schloss, härter, widerstandsfähiger, beinahe undurchdringlich.

Der Geruch von Blut, Schweiß und roher Macht erfüllte den Raum.

Thomas' Augen brannten.

Sie wurden gelb.

Dann blutrot.

Als die Verwandlung endete, stand dort kein Mensch mehr.

Ein riesiger Wolf hob langsam den Kopf. Größer als jedes Tier, das die Natur kannte. Die Brust hob und senkte sich schwer, Speichel tropfte aus dem Maul auf den Boden. In seinen Augen lag Hunger – aber auch Bewusstsein.

Er wusste, **wer** er war.

Ashcroft betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung.

„Perfekt“, sagte er leise.

Der Wolf knurrte tief. Kein zielloser Laut. Ein Versprechen.

„Du siehst“, fuhr Ashcroft fort, „der Mond ist nicht nötig.“

Er trat näher, legte die Hand auf den massiven Schädel. Der Wolf zuckte nicht zurück.

„Heute Nacht wirst du jagen“, sagte der Vampirfürst. „Du wirst reißen, wie du es dir erträumt hast.“

Er beugte sich zu dem Ohr des Tieres.

„Aber vergiss nicht, wem du gehörst.“

Der Wolf senkte den Kopf.

Unterwürfig.

Gehorsam.

Hungrig.

„Whitechapel ist reif“, sagte er. „Die Gassen sind voll. Die Frauen müde. Die Männer betrunken. Niemand wird genau hinsehen.“

Thomas' Lippen bebten.

„Und die Organe...?“

Ashcrofts Augen funkelten dunkel.

„Die gehören mir. Ich benötige weibliche Organe, also hole Dir Frauen.“

Ein Zittern lief durch Thomas' Körper – aus Lust, nicht aus Zweifel.

„Du wirst reißen“, sagte Ashcroft leise. „Du wirst jagen. Du wirst ihr Blut sehen, schmecken, darin baden.“

Er beugte sich näher, seine Stimme nun kaum mehr als ein Hauch.

„Und ich werde nehmen, was ich brauche. Unsere Kutsche wartet bereits vor dem Haus auf uns, so kommst Du unerkannt ins East End.“

Draußen begann eine Kirchenglocke zu schlagen.

Ein ferner Klang.

Ein Countdown.

Thomas schloss die Augen – und lächelte.

An diese Nacht würde London sich erinnern, sehr lange erinnern.

Jacqueline und Edmund zogen wie jede Nacht durch Whitechapel.

Die Gassen kannten sie inzwischen im Schlaf. Die Bordsteine, an denen sich das Wasser sammelte. Die Hauseingänge, in denen man Schutz vor Regen suchte – oder Kunden. Die Gesichter waren vertraut geworden. Zu vertraut.

Einige der Frauen nickten ihnen zu, wenn sie vorbeigingen. Manche lächelten sogar. Edmund blieb gelegentlich stehen, tat so, als würde er sich nach dem Rechten erkundigen, und ließ dabei ein paar Pennys in raue, kalte Hände gleiten. Nie viel. Gerade genug.

Er wusste, was es bedeutete, wenn jemand den Blick senkte und leise „Danke, Sir“ murmelte. Oft wartete irgendwo ein Kind, zu müde zum Weinen, zu hungrig zum Schlafen.

„Du kannst die Welt nicht retten“, hatte man ihm einmal gesagt.

Aber manchmal konnte man eine Nacht erträglicher machen.

Jacqueline ging ein paar Schritte voraus, den Blick wach, suchend. Plötzlich blieb sie stehen.

„Edmund“, sagte sie scharf.

Er trat neben sie. „Was ist –“

Dann sah er es.

Eine Kutsche.

Schwarz lackiert, das Holz glänzend, die Beschläge poliert. Die Pferde kräftig, gut genährt. Der Kutscher saß aufrecht, geschniegelt, als würde er jeden Moment vor einem Herrenhaus vorfahren.

Dieses Gefährt gehörte nicht hierher.

„Da“, flüsterte Jacqueline. „Schau.“

„Bei Gott...“, murmelte Edmund. „So etwas fährt nicht durch Whitechapel. Nicht freiwillig.“

Die Kutsche rollte langsam über das Kopfsteinpflaster, als würde sie sich nicht um die Blicke kümmern, die ihr folgten. Dann bog sie in eine Seitenstraße ein und verschwand zwischen den Häusern.

Jacqueline drehte sich zu ihm um. In ihren Augen lag etwas Unruhiges.

„Lass uns ihr folgen“, sagte sie. „Bitte. Ich habe da eine Vorahnung.“

Edmund zögerte nicht. Er griff nach ihrer Hand.

„Los.“

Sie rannten.

Ihre Schritte hallten durch die Gassen, sprangen über Pfützen, rutschten auf glattem Stein. Mehrmals verloren sie die Spur, erhaschten nur noch einen dunklen Umriss, das Knarren von Rädern, das Schnauben der Pferde.

„Hier!“, rief Jacqueline und zog ihn um eine Ecke.

Doch die Straße lag leer vor ihnen.

Edmund beugte sich keuchend vor, stützte die Hände auf die Knie, während sein Blick die Umgebung absuchte. „Verdammt...“

Er richtete sich langsam auf.

„Sie fährt raus aus Whitechapel“, sagte er schließlich. „Richtung City of London.“

Jacqueline folgte seinem Blick. Die Luft schien hier sauberer, die Häuser weiter auseinander, die Schatten ordentlicher. Eine unsichtbare Grenze – und doch so real.

„Was sucht so jemand hier?“, flüsterte sie.

Edmund schloss die Hand fester um ihre.

„Ich fürchte“, sagte er leise, „wir sind dieser Sache näher, als mir lieb ist.“

Irgendwo vor ihnen rollte die Kutsche weiter – hinaus aus dem Elend, hinein in die Dunkelheit der feinen Straßen.

Noch bevor sie die Berner Street erreichten, ließ Lord **Ashcroft** die Kutsche anhalten.

„Hier“, sagte er ruhig. „Bevor du jagst.“

Thomas' Körper vibrierte. Der Wolf drängte nach außen, zerrte an Muskeln und Knochen. Der Geruch der Nacht war unerträglich süß – Blut, Schmutz, Angst. Seine Zähne schlugen unwillkürlich aufeinander.

Ashcroft zeigte nach vorne.

Sie stand im Schatten der **Berner Street**. Allein, größer als die meisten Frauen. Der Schal locker um den Hals gelegt, als wüsste sie nicht, wie schutzlos diese Geste war. **Elisabeth Stride**.

„Beobachte“, befahl Ashcroft. „Und lerne.“

Er trat aus der Kutsche.

Thomas blieb zurück, presste die Klauen in das Polster, um sich nicht auf sie zu stürzen. Er sah, wie Ashcroft auf sie zuging – geschniegelt, elegant, ein Gentleman der Nacht. Ein paar Worte. Ein leichtes Lächeln.

Dann ein Schritt zu nah.

Ashcroft packte sie plötzlich.

So schnell, dass kein Schrei mehr herauskam.

Seine Hand schlug über ihren Mund, zerquetschte Lippen und Zähne. Mit der anderen riss er ihren Kopf brutal zur Seite. Elisabeths Augen weiteten sich, als seine Zähne sich **tief** in ihren Hals rammten.

Kein sanfter Biss.

Kein romantisches Saugen.

Ashcroft **riss** die Haut auf.

Blut schoss hervor, heiß, pulsierend, spritzte über sein Kinn, seine Weste, tropfte auf den Boden. Elisabeths Körper zuckte wild, schlug gegen ihn, Fingernägel kratzten verzweifelt über Stoff und Haut – dann wurde sie schwächer.

Ashcroft trank.

Gierig jetzt. Laut. Schmatzend. Das Geräusch war widerlich, feucht, wie das Zerreißen von rohem Fleisch. Ihr Blut lief ihm über die Zunge, über den Hals, färbte sein Hemd dunkel.

Elisabeth begann zu gurgeln.

Ihre Beine gaben nach. Ashcroft hielt sie aufrecht, während er weitertrank, weiterzog, tiefer riss. Man hörte das Knacken kleiner Knochen, als seine Zähne auf Widerstand trafen.

Dann – plötzlich – ließ er ab.

Elisabeth sackte zusammen wie eine Puppe ohne Fäden. Ein letzter Atemzug entwich ihr pfeifend, blutig.

Ashcroft ließ sie fallen wie Abfall.

Er stand über ihr, das Gesicht blutverschmiert, die Augen glühend vor Genuss.

Dann zog er ein Messer hervor.

„Jetzt“, murmelte er.

Er kniete sich neben den Körper und setzte die Klinge an.

Ein **schneller Schnitt** – dann ein zweiter. Tiefer. Breiter. Er schnitt nicht, um zu töten. Das hatte er bereits getan. Er schnitt, um zu **verbergen**.

Er zog die Klinge quer über die Kehle, riss die Haut weiter auf, bis das Blut wieder zu fließen begann. Es sah nun aus wie rohe, menschliche Gewalt. Wie etwas, das ein Mann mit Hass getan haben könnte.

Thomas trat näher, zitternd vor Hunger und Ehrfurcht.

„Warum...?“ knurrte er. „Warum das Messer, Meister?“

Ashcroft wischte die Klinge am Kleid der Toten ab, stand langsam auf.

„Weil wir ein Mythos bleiben müssen“, sagte er kalt. „Sie sollen denken ein Irrer, ein Mensch war hier am Werk. *Das können sie verstehen, das passt in ihr allzu kleines Weltbild.*“

Er wandte sich Thomas zu, sein Mund noch rot.

„Die Menschen dürfen noch nicht wissen, dass wir existieren.“

Thomas' Atem ging stoßweise. „Wann dürfen sie es wissen?“

Ashcroft lächelte. Kein warmes Lächeln. Eines, das Jahrhunderte kannte.

„Wenn ich gefunden habe, wonach ich suche“, sagte er leise.

„Dann werde ich mich ihnen zeigen.“

Er trat dicht an Thomas heran.

„Aber dann“, flüsterte er, „ist es zu spät für sie.“

Er drehte sich um.

„Komm“, befahl er. „Trinke ein wenig, aber kein Fleisch, dass kriegst Du gleich zu schmecken.“

Hinter ihnen lag der Körper.

Vor ihnen lag London und in dieser Nacht würde das Blut **nicht** aufhören zu fließen.

Jacqueline und Edmund Hargreaves hatten die Kutsche verloren.

Die Gassen verschluckten Geräusche, Wege, Gewissheiten. Gerade wollte Edmund stehen bleiben, um sich neu zu orientieren, als ein **gellender Pfiff** die Nacht zerriss – scharf, befehlend, nicht zu überhören.

Edmund erstarrte.

„Das ist ein Polizist“, sagte er sofort. „Er ruft Verstärkung.“

Ein zweiter Pfiff folgte, dann ein dritter.

„Komm“, sagte er und packte Jacquelines Arm. „Wir müssen dorthin. Schnell.“

Sie rannten.

Der Lärm führte sie in Richtung **Berner Street**. Stimmen wurden lauter, hastiger. Schritte, aufgeregter, durcheinander. Als sie um die Ecke bogen, sahen sie bereits die Menschentraube – Schatten, die sich bewegten, Köpfe, die sich über etwas beugten, das auf dem Boden lag.

Ein Constable hielt die Menge zurück. Ein anderer kniete.

„Herr Inspector!“, rief einer, als er Hargreaves erkannte. „Hier drüben.“

Edmund trat durch den Kreis. Jacqueline folgte dicht hinter ihm.

Auf dem Boden lag eine Frau.

Der Kopf unnatürlich zur Seite geneigt, der Hals offen. Blut hatte sich unter ihr gesammelt, dunkel und glänzend im Laternenlicht.

„Das ist **Elisabeth Stride**“, sagte der Polizist. „Der Kellner des Clubs dort hat sie gerade gefunden.“

Edmund kniete sich hin.

Er betrachtete die Wunde.

Kein Zerreißen.

Keine ausgefranst Ränder.

Kein Zeichen roher Gewalt.

Nur ein **sauberer, tiefer Schnitt** durch die Kehle. Präzise. Zielgerichtet.

„Keine weiteren Verletzungen“, murmelte er. „Keine Verstümmelungen.“

Jacqueline sah ihn an. Ihre Stirn war gerunzelt.

„Das passt nicht“, flüsterte sie.

Um sie herum wurde die Menge unruhig.

„Jack hat wieder zugeschlagen!“ rief jemand.

„Das ist er!“

„Jack the Ripper!“

Das Wort breitete sich aus wie Feuer. Angst, vermischt mit einer widerwärtigen Faszination. Manche wirkten fast erleichtert – als wäre ein bekanntes Monster besser als ein unbekanntes.

Edmund richtete sich langsam auf.

Er sah noch einmal auf den Körper hinab.

Das ist anders, dachte er.

Zu anders.

War das wirklich wieder eine Tat desselben Mörders?

Oder wollte hier jemand, dass es so aussah?

Er spürte ein kaltes Ziehen im Magen.

„Räumen Sie den Platz“, sagte er schließlich laut. „Bringen Sie den Körper weg.“

Die Menge murrte, zerstreute sich langsam.

Jacqueline trat näher zu ihm. „Edmund...“, begann sie.

Er nickte kaum merklich.

„Ich weiß“, sagte er leise. „Genau das macht mir Angst.“

Denn irgendwo in dieser Nacht hatte jemand **absichtlich** eine Grenze gezogen und Edmund Hargreaves war sich nicht mehr sicher, wen oder was sie hier jagten.

Kapitel 7

Thomas war in der Kutsche kaum noch zu halten.

Sein Körper spannte sich gegen die engen Wände, Muskeln zuckten unter der Haut, als wollte der Wolf aus ihm herausbrechen. Jeder Atemzug, den er durch die Ritzen des Vorhangs nahm, brachte neue Gerüche: Schweiß, Angst, Alkohol, Krankheit. **Menschliches Leben**. So nah, dass es ihn fast wahnsinnig machte.

Sein Knurren vibrierte tief in der Brust.

„Fleisch...“, presste er hervor. „Ich brauche es *jetzt*.“

Lord **Ashcroft** saß ihm gegenüber, ruhig, unbewegt, die Hände locker gefaltet. Seine Augen glitten prüfend über die Straße draußen.

„Noch nicht“, sagte er leise, aber mit eiserner Autorität. „Zu viel Betrieb.“

Die Kutsche rollte durch Whitechapel, vorbei an flackernden Laternen, lachenden Betrunkenen, Frauen, die sich an Hauswände lehnten und warteten. Thomas' Lippen zogen sich zurück, seine Lefzen glänzten vor Speichel.

„Thomas“, sagte Ashcroft streng, „du wirst gesehen. Warte.“

Er beugte sich vor.

„Wir fahren Richtung City. Dort ist es ruhiger. Die Frauen, die man heute Abend betrunken aufgegriffen hat, werden entlassen. Müde, allein.“

Ein kaltes Lächeln.

„Ein einfaches Ziel.“

Thomas' Krallen kratzten leise über das Holz.

„Ich werde sie ansprechen“, fuhr Ashcroft fort. „Ein paar Pennys. Ein paar Worte. Niemand wird hinsehen. Wenn es so weit ist, gebe ich dir ein Zeichen.“

Die Kutsche bog ab.

Whitechapel blieb zurück.

Wenige Minuten später hielten sie am **Mitre Square**. Der Platz lag düster und offen da, die Schatten tief, die Geräusche gedämpft. Thomas' Herz raste.

„Da“, sagte Ashcroft. „Siehst du sie?“

Eine Frau schwankte über den Platz. Allein. Der Geruch von billigem Alkohol hing schwer um sie.

„Such dir ein Versteck“, befahl Ashcroft. „Dort vorne. Ich bringe sie zu dir.“

Thomas verschwand lautlos zwischen den Schatten, duckte sich hinter eine niedrige Mauer. Sein Atem ging stoßweise. Die Welt schrumpfte auf Gerüche, Bewegungen, Puls.

Ashcroft verließ die Kutsche ungesehen.

Er trat an die Frau heran, seine Haltung makellos, seine Stimme freundlich.

„Madam“, sagte er sanft, „würden Sie mir Ihre Dienste entgegenbringen? Dort drüben, in der Ecke.“

Catherine Eddowes blinzelte. Ihr Kopf pochte, der Mund war trocken. Sie war gerade erst aus der Ausnüchterungszelle entlassen worden. Geld – dafür würde sie alles tun.

Und dieser Mann... so fein gekleidet.

Der würde zahlen.

„Sehr wohl, mein Herr“, sagte sie und lächelte schief.

Damit war ihr Schicksal besiegelt.

Sie ging voraus.

Der Platz war still. Zu still.

Dann sah sie es.

Zwei Augen, glühend im Dunkel.

Nicht menschlich.

Nicht richtig.

Sie öffnete den Mund, um zu schreien.

Zu spät.

Thomas fiel über sie her.

Sein Gewicht riss sie zu Boden, der Aufprall raubte ihr den Atem. Seine Klauen schlugen zu, rissen Stoff und Haut auf, als wären sie eins. Sein Maul schloss sich um ihren Hals, Zähne bohrten sich hinein, zerfetzten Fleisch, zerquetschten Knochen.

Blut spritzte heiß gegen sein Gesicht.

Er riss, schüttelte, zerrte, verlor sich im Rausch. Die Welt bestand nur noch aus Geräuschen – Gurgeln, Knacken, das verzweifelte Zucken eines Körpers. Er fraß nicht ordentlich, nicht ruhig. Es war ein Ausbruch. Wochen der Gier entluden sich in Sekunden.

Nach zwei... vielleicht drei Minuten griff jemand nach ihm.

Mit übermenschlicher Kraft.

„Thomas!“

Ashcroft zog ihn zurück, riss ihn von dem leblosen Körper weg. Thomas wehrte sich, knurrte, schnappte nach ihm.

„Genug!“ zischte Ashcroft.

Der Körper lag still.

Zerbrochen.

Aufgerissen.

Leer.

Thomas stand keuchend über ihr, die Brust hob und senkte sich stoßweise, Blut tropfte von seinem Kinn auf das Pflaster. Sein Blick war trüb vor Gier, die Welt noch immer ein einziges Dröhnen.

Der Vampirfürst kniete sich neben die Leiche, als würde er ein kostbares Kunstwerk betrachten. Seine Finger, kalt und elegant, schoben zerrissene Stoffreste beiseite. Er musterte die Wunden mit Kennerblick, fuhr mit der Messerspitze vorsichtig über ausgefranste Ränder.

Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

Langsam.
Andächtig.

„Wundervoll...“, murmelte er.

Thomas knurrte leise. „Meister... wir müssen—“

Ashcroft hob eine Hand.

„Nein. Wir haben Zeit.“

Er beugte sich tiefer über den Körper, öffnete die zerfetzte Bauchhöhle weiter, nicht hastig, sondern präzise. Blut glänzte schwarz im Laternenlicht. Dann hielt er inne.

Seine Augen weiteten sich.

Ein leises, ehrfürchtiges Lachen entwich ihm.

„Thomas“, sagte er mit vibrierender Stimme. „Sieh.“

Er deutete mit der Messerspitze.

„Die Gebärmutter.“

Thomas' Blick folgte zögernd – und blieb hängen.

Das Organ war ungewöhnlich geformt. Nicht glatt. Nicht einfach. Zwei deutliche Ausläufer zogen sich nach oben, wie gekrümmte Spitzen, fleischige Hörner, die sich aus dem Inneren reckten.

Ashcrofts Stimme wurde beinahe zärtlich.

„So wunderschön“, flüsterte er. „Zwei Hörner. Satans Hörner.“

Er sah Thomas an, die Augen glühend vor Triumph.

„Danach suche ich schon sehr lange.“

Er zog das Messer.

Ein einziger, sauberer Schnitt.

Kein Zögern.

Kein Zittern.

Mit geübter Hand trennte er einen Teil des Organs ab, löste ihn behutsam, als wäre es ein Reliquiar. Er steckte es in ein vorbereitetes Tuch, verstaute es sorgfältig in seinem Mantel.

„Die Hälfte genügt“, sagte er ruhig. „Der Rest ist bedeutungslos. Siehst Du die Leber, mein Freund? Dieses Fleischstück, dass aus der Leber sich über diese legt? Das ist die Zunge des Satans. Ein Deutscher hat dies einfach Riedel-Lappen genannt, eine bodenlose Blphemie. Nun brauchen wir nur noch das richtige Herz

Dann richtete er sich auf und sah Thomas an.

„Danke, mein braver Junge“, sagte er zufrieden. „Das hast du fantastisch gemacht.“

Thomas' Knurren wurde tiefer, erwartungsvoll.

Ashcroft lächelte.

„Hier. Zum Dank.“

Ein schneller Schritt, ein weiterer Schnitt – präzise, geübt. Er griff in die Leiche, löste die Zunge des Satans und eine Niere, die er Thomas zuwarf.

Der Wolf fing sie im Maul, verschlang sie gierig, ein kehliges Lauten der Verzückung entrang sich seiner Kehle.

Blut.

Wärme.

Belohnung.

Ashcroft trat zurück, wischte das Messer sauber.

Dann veränderte sich sein Blick.

„Nun“, sagte er ruhig, „müssen wir hier weg.“

In der Ferne – Stimmen. Schritte. Ein Pfiff.

Ashcroft legte Thomas eine Hand auf die Schulter.

„Die Jagd war mehr als erfolgreich.“

Während sie im Schatten verschwanden, blieb der Mitre Square zurück – mit einer Leiche und einer Mythos, der auch hundert Jahre später noch falsch erzählt werden würde.

Minuten später betrat ein einzelner Polizist den Platz.

Er war jung, noch nicht lange im Dienst, und hatte schon vieles gesehen in Whitechapel. Betrunkene, Messerstechereien, tote Frauen. Doch als sein Blick auf den Körper fiel, blieb er abrupt stehen.

Die Laterne zitterte in seiner Hand.

„Oh... Gott...“

Er trat einen Schritt zurück, dann noch einen. Sein Magen rebellierte. Er drehte sich weg, stützte sich an der kalten Steinmauer ab und erbrach sich auf das Pflaster. Der Geruch, das Bild – es war zu viel. Die Leiche war nicht einfach tot. Sie war entstellt, geschändet, als hätte etwas Unmenschliches an ihr gewütet.

Mit zittrigen Fingern griff er nach seiner Pfeife und blies Signal.

Der schrille Ton zerriss die Nacht.

Etwa dreißig Minuten später erreichten Inspector Hargreaves und Jacqueline den Mitre Square.

Schon aus der Entfernung wusste Hargreaves, dass alles verloren war.

Die Menschenmenge.

Die abgesperrte Fläche.

Die Polizisten mit bleichen Gesichtern.

Er schob sich durch die Umstehenden, duckte sich unter dem Band hindurch – und blieb stehen.

Einen langen Moment sagte er nichts.

Dann senkte er langsam den Kopf.

„Zu spät...“, murmelte er.

Zwei Prostituierte.

In einer Nacht.

Und wieder keine Spur.

Er spürte es wie einen Schlag in die Magengrube. Wochen der Arbeit. Nächte im Dreck von Whitechapel. Gespräche, Beobachtungen, Vermutungen. Alles sinnlos.

„Der Superintendent wird mich rauswerfen“, sagte er leise. „Nicht einmal formell. Er wird mich vom Hof jagen.“

Jacqueline trat neben ihn, legte vorsichtig eine Hand auf seinen Arm.

„Edmund“, sagte sie sanft, „das hier ist nicht deine Schuld. Das war kein Mensch. Niemand hätte das verhindern können.“

Er lachte bitter.

„Das sagen sie alle, bevor sie einen ersetzen.“

Er sah wieder zur Leiche.

„Zwei Frauen. Zwei Leben. Und wir standen Nacht für Nacht auf denselben Straßen – und haben nichts verhindert.“

Jacqueline wollte etwas erwidern, doch sie wusste, dass Worte jetzt nutzlos waren. Sie sah die Erschöpfung in seinem Gesicht, die Schuld, die sich bereits in ihm festgefressen hatte.

Hargreaves drehte sich weg.

„Whitechapel hat uns ausgelacht“, sagte er tonlos. „Und heute Nacht hat es gewonnen.“

Jacqueline blieb bei ihm stehen, auch als er sich von ihr abwandte.

Denn irgendetwas sagte ihr, dass dies erst der Anfang war.

Kapitel 8

Als sie das Herrenhaus erreichten, war die Nacht fast lautlos.

Kein Licht brannte in den oberen Fenstern. Kein Diener war zu sehen. Das Gebäude wirkte nun nicht mehr wie ein Anwesen, sondern wie ein Grabmal, errichtet für etwas, das nie hätte leben dürfen.

Ashcroft führte Thomas nicht durch die prunkvollen Hallen, sondern hinab.

Stufe um Stufe, tiefer und tiefer.

Die Gruft lag unter dem Haus verborgen, älter als das Gemäuer darüber. Kalter Stein, feuchte Luft, der Geruch von Erde, altem Blut und Weihrauch. Kerzen flackerten und warfen verzerrte Schatten an die Wände, auf denen sich Zeichen und Runen befanden, deren Bedeutung Thomas nicht verstand – aber sein Blut reagierte darauf.

Ashcroft legte die Beute auf einen steinernen Altar.

Die schwarze, lederartige Zunge.

Die gehörnte Gebärmutter, noch dunkel und schwer vom Tod.

Mit ruhiger, fast ehrfürchtiger Präzision schnitt er alles in kleine Stücke. Kein Zögern. Kein Ekel. Dann gab er die Fragmente in einen schweren Mörser, fügte getrocknete Kräuter hinzu, deren Geruch scharf und bitter war – Eisenkraut, Wolfswurzel, Nachtschatten, etwas Fremdes, Metallisches.

Er begann zu mörsern.

Das Geräusch hallte dumpf durch die Gruft.

Thomas stand reglos daneben, die Augen weit geöffnet, der Atem flach. Etwas in ihm jubelte. Etwas verstand, dass dies kein Mord gewesen war – sondern Vorbereitung.

Ashcroft hielt inne und sah ihn an.

„Thomas“, sagte er leise, beinahe zärtlich, „dies werde ich nun zu mir nehmen.“

Er hob den Mörser an.

„Danach werde ich fast vierzig Tage schlafen.“

Thomas runzelte die Stirn.

„Schlafen, mein Herr?“

„Genau wie Christus in der Wüste fastete“, antwortete Ashcroft. „Vierzig Tage. Vierzig Nächte. In dieser Zeit bin ich wehrlos. Mein Körper wird sich wandeln. Mein Geist... öffnen.“

Er stellte den Mörser ab.

„Wir fasten beide. Kein Jagen. Kein Blut. Kein Fleisch. Du wirst die Gruft nicht verlassen. Nicht einen Schritt.“

„Nach diesen vierzig Tagen“, flüsterte er, „brauche ich nur noch das Herz. Ich weiß bereits wo wir es finden und dann... dann weiß ich, wer ich wirklich bin. Dann bin ich der, der ich sein sollte.“

Er legte Thomas eine Hand auf die Brust.

„Wirst du über mich wachen, mein Sohn? Mit deinem Leben?“

Ein tiefes Knurren vibrierte in Thomas' Kehle.

Nicht wild.

Nicht hungrig.

Er kniete nieder.

„Ja, mein Meister“, sagte er heiser. „Vierzig Tage. Vierzig Nächte. Ich bleibe bei euch. Ich schütze euch mit meinem Leben.“

Ashcroft lächelte.

Dann trank er den Inhalt des Mörsers –
und legte sich in den steinernen Sarkophag.

Die Kerzen flackerten und tief unter London begann etwas zu schlafen, das nicht hätte erwachen dürfen.

Hargreaves ging nicht mehr zum Revier.

Wozu auch.

Er sah es bereits vor sich: das Büro des Chief Superintendents, die kalten Augen, die hochgezogene Stimme, das unvermeidliche Wort *Versagen*. Nein. Das würde er sich nicht mehr antun. Sollten sie doch selbst nach ihrem Ripper suchen. Sollten sie doch weiter glauben, es sei ein einzelner Wahnsinniger mit einem Messer.

Er wusste es besser und genau das machte ihn gefährlich – und überflüssig.

Also blieb er fern.

Die Tage verschwammen ineinander, aufgelöst in Alkohol und Rauch. Die Kneipe in Whitechapel wurde zu seinem Zufluchtsort, der Tresen zu seinem Altar. Dort gab es billigen Gin, warmes Bier, alles, was brannte und den Kopf leer machte. Hier fühlte er sich nun wohl, im Morast. Je mehr er trank, desto leiser wurden die Schreie der Toten in seinem Inneren. Zumindest für eine Weile.

Manchmal tauchte Jacqueline auf.

Sie stand dann im Türrahmen, den Mantel eng um sich gezogen, das Gesicht besorgt, aber entschlossen.

„Edmund“, sagte sie jedes Mal. „Komm mit. Wenigstens ein Stück frische Luft.“

Er winkte ab.

„Geh nach Hause, Jacqueline. Hier ist nichts mehr für dich.“

„Das stimmt nicht“, erwiderte sie ruhig. „Du hast etwas gesehen, was andere nicht sehen wollen.“

Er lachte bitter.

„Und genau deshalb werde ich dafür bezahlen.“

Sie versuchte es immer wieder. Sprach von Büchern, von Spuren, von Dingen, die sie gefunden hatte. Doch er hörte kaum zu. Der Alkohol war stärker. Die Schuld auch.

Bis zu jenem Tag.

Der Tag, an dem alles still wurde.

Keine neuen Leichen.

Keine Schreie.

Keine Schlagzeilen.

London hielt den Atem an.

Und Jacqueline stand erneut vor ihm – doch diesmal war etwas anders in ihrem Blick. Kein Mitleid. Keine Sorge.

Nur Gewissheit.

„Edmund“, sagte sie leise, aber eindringlich, „etwas ist passiert.“

Er hob müde den Kopf.

„Was denn? Haben sie mich endlich gefeuert, ohne es mir zu sagen?“

„Nein“, antwortete sie. „Der Ripper hat aufgehört.“

Das Glas blieb auf halbem Weg zu seinem Mund stehen.

„Seit wann?“

„Seit Wochen.“

Ein kalter Schauer kroch ihm den Rücken hinauf.

„Monster hören nicht einfach auf“, murmelte er.

Jacqueline nickte langsam.

„Nein. Sie warten.“

Kapitel 9

Lord Ashcroft erwachte exakt um Mitternacht.

Keine Minute früher, keine Sekunde später.

Die Kerzen in der Gruft flackerten auf, als hätten sie seinen Atem gespürt. Der steinerne Sarkophag öffnete sich lautlos, und Ashcroft richtete sich auf, langsam, würdevoll – wie etwas, das nicht geschlafen, sondern *gewartet* hatte.

Thomas stand noch immer dort.

Vierzig Tage.

Vierzig Nächte.

Sein Körper war ausgezehrt, die Haut spannte sich über Knochen und Muskeln, die Augen glühten fiebrig im Halbdunkel. Der Hunger hatte ihn nicht verlassen – er hatte ihn geformt. Geschärft. Gebrochen und neu zusammengesetzt.

Ashcroft betrachtete ihn lange.

Dann lächelte er.

„Danke, mein Sohn“, sagte er mit einer Stimme, die tiefer klang als zuvor, schwerer, erfüllt von etwas Neuem. „Du hast gut gewacht.“

Thomas sank auf ein Knie, das Knurren in seiner Kehle war schwach, aber voller Hingabe.

Ashcroft trat aus dem Sarkophag. Seine Bewegungen waren geschmeidiger als früher, beinahe überirdisch. Etwas an ihm hatte sich verändert – nicht sichtbar, aber spürbar. Die Luft selbst schien ihm auszuweichen.

„Nun“, fuhr er fort, „werden wir es vollenden.“

Er hob den Blick.

„Heute Nacht.“

Thomas' Herz schlug schneller.

Ashcroft ging zum Altar, legte eine Hand darauf, als verabschiede er sich von einem alten Freund.

„Lass die Kutsche vorfahren“, befahl er ruhig. „Wir fahren zu einer Dame, die ich seit langer Zeit beobachte.“ Er lächelte schmal. „Sie trägt das Herz, das ich benötige.“

Thomas hob den Kopf.

„Ich kannte sie früher“, sagte Ashcroft fast no

stalgisch. „Ich nahm sie mit nach Paris, dachte, dass ich es dort vollenden kann, aber dort fand ich nie, was mir fehlte. Keine gehörnte Gebärmutter. Keine Satanszunge.“

Seine Augen funkelten.

„Aber nun... nun ist alles bereit.“

Er trat näher an Thomas heran, legte ihm zwei Finger unter das Kinn und zwang ihn aufzusehen.

„Heute Nacht“, flüsterte er, „wird die Welt ein kleines Stück näher an ihr Ende rücken.“

Tief unter London begann nun etwas zu marschieren, das nicht mehr aufzuhalten war.

Gegen zwei Uhr morgens erreichten sie die Dorset Street.

Der Nebel hing schwer zwischen den Häusern, schluckte jedes Geräusch. Nummer 13, Miller's Court, lag wie ein faulender Zahn im Kiefer der Stadt. Das Fenster war dunkel, nur ein schmaler Lichtstreifen fiel unter der Tür hervor.

Lord Ashcroft war angekündigt worden.

Mary Jane war allein.

Sie wartete. Nicht aus Vertrauen, sondern aus Not. Morgen war die Miete fällig, und der Mann, der kommen sollte, zahlte gut. Sehr gut. Also rief sie, er könne eintreten.

Die Tür öffnete sich.

Was eintrat, war kein Mann.

Thomas.

Ein massiges, behaartes Ungetüm, kaum noch menschlich, der Körper verzerrt vom Hunger. Vierzig Tage ohne Blut. Vierzig Tage ohne Fleisch. Seine Augen glühten wahnsinnig, sein Atem ging stoßweise, Sabber tropfte auf den Boden.

Mary Jane hatte nicht einmal Zeit zu schreien.

Thomas stürzte sich auf sie.

Die Bretter des Bettes krachten, als sein Gewicht sie niederdrückte. Seine Klauen rissen, zerrten, öffneten Fleisch, als wäre es Papier. Blut spritzte an die Wände, der Geruch erfüllte den Raum sofort – warm, süß, überwältigend.

Er fraß nicht, er wütete. Er riss den Unterleib auf, zerriss ihr Gesicht. Wochen der Qual entluden sich in Sekunden. Knochen knackten. Atem wurde zu Gurgeln. Ihre Bewegungen wurden schwächer, hektisch, dann verzweifelt.

„Thomas!“

Ashcrofts Stimme schnitt durch den Raum wie ein Messer.

„Halt dich zurück!“

Thomas knurrte, schüttelte den Kopf, die Zähne tief in ihr vergraben. Der Hunger machte ihn blind.

Ashcroft trat näher, die Augen kalt, berechnend.

„Sie muss leben“, sagte er scharf. „Das Herz. Ich brauche es lebend.“

Mit übermenschlicher Kraft riss er Thomas zurück. Das Monster wehrte sich, schnappte, sabberte, wollte zurück zum warmen Fleisch, zum Blut, das ihm versprochen worden war.

Mary Jane lebte noch.

Kaum.

Ashcroft betrachtete sie – nicht als Mensch, sondern als Gefäß. Als letzten Schlüssel.

„Geduld, mein Sohn“, flüsterte er. „Noch einen Moment.“

Jacqueline ging wie jede Nacht durch Whitechapel.

Sie wusste nicht warum, nur dass sie nicht zu Hause bleiben konnte. Etwas lag in der Luft, schwer und drängend, als hätte die Stadt selbst Angst. *Es ist noch nicht vorbei*, dachte sie. *Noch lange nicht*.

Dann hörte sie es.

Hufgetrappel.

Schwere Räder auf Pflasterstein.

Eine Kutsche – zu fein, zu massiv für diese Gegend.

Jacqueline rannte los.

Sie sah gerade noch, wie die Kutsche in der Dorset Street anhielt. Ein riesiger Schatten stieg aus. Hoch. Behaart. Unmenschlich. Die Kutsche ächzte, als wäre sie froh, die Last los zu sein.

Ein Werwolf.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus, dann rannte sie los.

Zu Hargreaves.

Er hing über der Bar, betrunken, gebrochen, halb bewusstlos. Jacqueline verschwendete keine Zeit. Sie riss dem Wirt einen Krug kaltes Wasser aus der Hand und schüttete ihn Hargreaves ins Gesicht.

Er fuhr hoch.

„Los!“, rief sie. „Es ist da! Jetzt!“

Seine Augen wurden klar.

„Wo?“

„Dorset Street.“

Er sprang auf.

Fünf Minuten später standen sie vor dem Haus.

Hargreaves rannte die Treppe hinauf, riss die Tür auf.

Der Anblick traf ihn wie ein Schlag.

Ein Werwolf – sabbernd, blutverschmiert, über einer sterbenden, halb zerrissenen Frau. Daneben ein Mann von unnatürlicher Eleganz, ruhig, konzentriert, ein Messer in der Hand. Kein Zittern. Kein Zweifel.

Der Vampir hob den Blick.

Er hatte Hargreaves bemerkt, obwohl dieser keinen Laut gemacht hatte.

„Thomas“, sagte Ashcroft ruhig, „töte ihn.“

Der Werwolf sprang.

Hargreaves warf sich zur Seite. Eine Pranke streifte seinen Nacken – heißer Schmerz, Blut. Im Fallen zog er die Pistole, doch der Wolf schlug sie ihm aus der Hand, Metall schepperte über den Boden.

Ashcroft kümmerte das nicht.

Seine Augen galten nur der Frau.

Dem Herzen, dass in seiner Hand immer noch schlug. Er biss hinein, ein feiner süßlicher Saft lief ihm übers Kinn.

Thomas stand nun über Hargreaves, knurrend, die Lippen zurückgezogen. Er holte aus.

Niemand hatte mit Jacqueline gerechnet.

Sie trat aus dem Schatten.

Ihr silberner Dolch, den sie sich bereits vor Wochen beschafft hatte, blitzte auf – und fuhr Thomas von hinten ins Herz.

Ein markerschütternder Schrei zerriss den Raum. Der Werwolf bäumte sich auf, dann sackte er zusammen, zitternd, sterbend.

Ashcroft hielt das weiterhin schlagende Herz in der Hand.

Er sah auf.

„Das werdet ihr bereuen“, zischte er. „Niemand tötet meinen Diener – außer mir.“

Hargreaves robbte zu seiner Waffe, hob sie, feuerte.

Einmal.

Zweimal.

Dreimal.

Nichts.

Ashcroft lachte.

„Silber kann mir nun nichts mehr anhaben. Nun nicht mehr und hielt triumphierend das Herz in die Höhe.“

Er trat näher.

„Mit diesem Herzen bin ich gegen alles immun, selbst gegen die Sonne. Ich kann nun Kinder zeugen, die diese Welt überfluten werden.“

Hargreaves zielte erneut.

Nicht auf Ashcroft.

Auf das Herz.

Der Schuss traf.

Das Herz zerplatzte in Ashcrofts Hand.

Ein Schrei – kein menschlicher. Wut, Schmerz, Verlust. Ashcroft taumelte, als hätte man ihm etwas aus der Brust gerissen.

Thomas, nun wieder menschlich, lag am Boden. Still. Tot und löste sich langsam in Staub auf.

Ashcroft sprang zum Fenster, zertrümmerte es, landete draußen. Mit letzter Kraft schleppte er sich in die Kutsche.

Sie fuhr davon.

Zurück blieben Stille, Blut und ein Sieg, der sich nicht wie einer anfühlte.

Whitechapel war gerettet, zumindest für diese Nacht.

Kapitel 10

Es war ruhig geworden in Whitechapel.

Die Nächte blieben leer, die Schlagzeilen verstummten. Keine neuen Körper. Keine Schreie. Kein Blut auf dem Pflaster. Die Stadt tat, was sie immer tat: Sie vergaß.

Der Werwolf war tot.

Der Chief Superintendent hatte keinen Mörder, den er der Öffentlichkeit präsentieren konnte, aber das störte ihn wenig. Er hatte etwas Besseres: eine Geschichte, die funktionierte.

„Wenn es ruhig bleibt“, sagte er kühl, „dann unternehmen wir nichts weiter.“

Er stand am Fenster seines Büros, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

„Stellen Sie sich vor, Inspector, der Täter ist eine hochgestellte Persönlichkeit. Ein Aristokrat. Ein Mann aus dem Oberhaus. Oder schlimmer – königliches Blut.“

Er drehte sich um.

„Ein Skandal, der das Empire erschüttern würde.“

Hargreaves schwieg.

„Sie werden niemandem ein Wort sagen“, fuhr der Superintendent fort. „Kein Sterbenswörtchen. Das ist ein Befehl. Dafür behalten Sie Ihren Posten. Und die Öffentlichkeit bekommt ihren Wahnsinnigen.“

Er lächelte dünn.

„Wir haben bereits einen Polen festgenommen. Er gehört ohnehin ins Irrenhaus. Das reicht für die Presse.“

Damit war die Sache erledigt.

Jacqueline und Edmund gingen weiterhin abends spazieren.

Aber nicht mehr durch Whitechapel.

Andere Straßen. Sauberere Viertel. Mehr Licht. Weniger Schatten. Es war, als hätten sie stillschweigend beschlossen, den Ort des Grauens hinter sich zu lassen.

Eines Abends jedoch sagte Edmund ab.

„Mir ist nicht gut“, sagte er. „Kopfschmerzen. Vielleicht brauche ich nur Luft.“

Jacqueline musterte ihn besorgt.

„Soll ich mitkommen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein. Geh nach Hause.“

Er ging allein.

Durch die Straßen.

Durch die Kälte.

Durch ein wachsendes Unbehagen, das er nicht benennen konnte.

Die frische Luft half nicht.

Im Gegenteil.

Mit jedem Schritt wurde es schlimmer. Sein Herz schlug zu schnell. Seine Haut spannte. Ein Ziehen tief in der Brust, alt, vertraut – und doch fremd.

Dann blieb er stehen.

Vor ihm ragte ein riesiges Tor auf.

Schmiedeeisen. Hoch. Schwarz.

Ein Anwesen dahinter, das mehr Burg als Haus war.

Das Tor öffnete sich lautlos.

Ein Diener trat hervor, bleich, reglos. Seine Augen ruhten wissend auf Hargreaves.

„Mr. Hargreaves“, sagte er ruhig. „Kommen Sie herein, der Meister wartet bereits.“

Edmunds Mund war trocken.

„Woher kennen Sie meinen Namen?“

Der Diener lächelte schwach.

„Der Vollmond wird gleich aufgehen.“